



Tanz am Abgrund

Thriller

Winfried Paarmann

Goldwaage-Verlag

Alle Rechte vorbehalten

Lektorat: Jutta Timmermans

Goldwaage-verlag@freenet.de

ISBN 978-3-9816256-3-9

Stella und ihre Halbschwester Rebekka haben vor elf Jahren, damals achtzehn- und siebzehnjährig, ihren Vergewaltiger umgebracht. So meinen sie. Als die ältere, Stella, jetzt an den Ort des Geschehens zurückkehrt, muss sie feststellen: der Mann lebt.

Über das Schicksal der dritten Schwester, Lenny, die in jener Nacht spurlos verschwand, besteht inzwischen traurige Gewissheit. Und die Eltern sind an diesem Schicksal zerbrochen.

Die damaligen Ereignisse fangen Stella wie ein Sog wieder ein. Indem sie den Spuren folgt und somit denen des Täters, verstrickt sie sich in ein Netz gefährlicher Nähe: Erneut spürt sie Attraktion, ein Gefühl, das Liebe zu werden beginnt – während sie doch fest seinen Tod beschlossen hat.

Noch ein zweiter junger Mann war damals an dem Verbrechen beteiligt, dieser wurde Jahre danach an einem anderen Ort erschlagen aufgefunden. Die Tat der Vergewaltigung ist verjährt. Nur ein Mord wäre es nicht. Boris ist strafrechtlich nicht mehr zu fassen. Er wird den gewaltsamen Tod Lennys immer allein jenem Kumpel anlasten können.

Der Mann, dem die Schwestern wieder begegnen, nennt sich „René“. Er hat sich in einem alten Bauerngehöft eine Motorradwerkstatt eingerichtet und übt dort gefährliche Stunts ein. Stella beobachtet ihn dabei. Es ist ein beständiges Spiel mit dem Tod.

Diese Abgründigkeit doch reicht tiefer als alles, was sie erwartet. Offen bekennt er sich zu jenem „Beutejäger“ in sich selbst, der seine Lust fühlt im Moment der Jagd, im Rausch der Unterwerfung.

Entspringen Liebe und Gewalt einer gleichen Sehnsucht? Ein Wesen ganz zu besitzen, es ganz hingegeben zu sehen - in einem Zustand der Schutzlosigkeit?

Und doch: Was im gegenseitigen Einvernehmen jene Erfahrung und jenes Wunder erschaffen kann, das wir Liebe nennen, verkehrt sich im gewalttätigen Übergriff in sein Gegenteil und erzeugt Zerstörung.

Fahrlässig lange glaubt Stella, dass sie selbst die Spielregeln in dieser Begegnung bestimmt. Spät, zu spät bemerkt sie, dass ihr Antipode das Spiel längst durchschaut und in kaltem Kalkül mit ihr spielt.

Wäre er letztlich doch zu verwandeln? zu „heilen“? Vielleicht durch eigene Liebe – wie Stella Liebe versteht? Doch längst hat das Spiel seine eigene Dynamik entfaltet.

Alles wird zum gemeinsamen Tanz um einen Abgrund. Beide tanzen sie ihn am Ende im Wissen, dass nur einer ihn überleben wird.

Der auferstandene Tote

Schon am zweiten Abend nach ihrer Ankunft sollte Stella eine Entdeckung machen, die ihr den Atem verschlug und die sie fühlen ließ, dass ihren ganzen Körper ein Aufschrei ergriff.

Der Mann, den sie mit ihrer Halbschwester Rebekka zusammen vor elf Jahren auf einer nächtlichen Brücke mit dem Auto überrollt und dann tot über das Geländer geworfen hatte, lebte.

Er tanzte, wenige Meter von ihr entfernt, in der von Lärm und Rauschschwaden erfüllten schummrigen Diskothek. Und er hatte sich in diesen elf Jahren kaum verändert: Er trug jene „Prinzenfrisur“, die Stirn und Ohren verdeckte, es war ein glänzendes tiefschwarzes Haar, leicht von Locken durchsetzt, er hatte dunkle buschige Brauen und ein fast noch faltenloses Gesicht. Untrüglich meinte sie die gerade markante Nase über den vollen wie zugleich fein geschwungenen Lippen und das markante Kinn zu erkennen. Ein attraktiver Mann, ein Dressman-Typ, der sich seiner Attraktion und Ausstrahlung bewusst war.

Er tanzte in dieser Diskothek. Er lebte. Nichts von den ihm damals zugefügten schweren Verletzungen war zu erkennen.

Die Faszination des Abgrunds

Der Zug raste über die Gleisstrecke dahin, meist durch die langen Tunnel dunkler Schwarzwaldtannen, dann und wann öffnete sich ein Stück hügeliges Ackerland und in der Ferne grüßte ein Dorf.

Stella gab sich dem bekannten Gedankenspiel hin: Nicht der Zug bewegte sich, sondern diese Landschaft aus Tannen, Äckern und Dörfern raste in großer Geschwindigkeit an ihr vorbei. So immerhin könnte es ebenfalls sein, der Flug über die Gleise geschah fast geräuschlos und ohne ein Rütteln.

Jahre hatte sie ihr Zuhause in Freiburg nicht mehr gesehen. Wuchs die Freude in ihr mit den Kilometern, mit denen sie sich dem Ort wieder näherte? Wuchs die Beklemmung? Beides war stark.

Nur eine Mitfahrerin saß ihr im Abteil gegenüber, eine schon ältere Dame mit Hut, aus dem Korb neben lugten unter einer kleinen Wolledecke winzige Katzenköpfchen hervor.

Jetzt zog sie die Decke fort, sechs schwarz- und braungefleckte Katzenbabys lagen im Korb, jedes kaum so groß wie eine gestreckte Hand, sie begannen ein Raufspiel und verknäulten sich ineinander, so dass Stella mit dem Zählen noch einmal von vorn begann.

„Sie fahren nach Freiburg?“ fragte die Dame.

Stella trieb wieder im Karussell der eigenen Gedanken. Sie nickt flüchtig.

Die ältere Dame zog aus einer Reisetasche drei Fläschchen, sie hob drei Kätzchen auf ihren Schoß und ließ sie die weiße Flüssigkeit schlürfen, die anderen miauten in Eifersucht und begannen, über den Korbrand auf ihren Schoß zu klettern.

„Die Katzenmutter habe ich vor sechs Monaten an eine Familie in Lörrach gegeben,“ erklärte die Dame. „Die Familie konnte mit diesem Wurf von Jungen nichts anfangen. Also habe ich ihn mir jetzt abgeholt.“ Sie setzte die drei gestillten Katzenbabys in den Korb zurück, die drei anderen durften nun schlürfen. Sie nannte jedes dieses Katzenbabys mit einem Namen.

„Sie kommen aus Kanada?“ fragte die Dame.

Stella blickte erstaunt.

„Ich habe es an ihrem Aufkleber auf dem Koffer gesehen,“ sagte die Frau.

Ja, diesen Aufkleber gab es. Stella war es so gewohnt, dass sie dem keine Aufmerksamkeit mehr schenkte.

Die Dame holte ein schmales Buch mit einer bunt bestickten Buchhülle aus der Reisetasche, blätterte es auf und drehte es Stella zu.

Es war ein Buch mit eingeklebten Fotos - alles Katzenfotos, häufig nur ein Portrait. Unter jedem Foto stand ein Name. Eine Stammbaumauflistung.

„Ich habe dreiundzwanzig Katzen zu Haus, jede hat einen Eintrag in diesem Buch. Geburtsdatum und Horoskop. Und natürlich hat jede ihren eigenen Namen. Er beginnt immer mit dem Buchstaben ihrer

Großfamilie, ihrer Großväter und Großmütter, ihrer Nichten und Cousinen. Etwas Ordnung muss sein.“

Die Kätzchen, alle jetzt gut gesättigt, balgten im Korb und dann wieder auf ihrem Schoss, plötzlich griff sie eins und setzte es Stella aufs rechte Knie. Das Kätzchen äugte unsicher zwischen Ängstlichkeit und Neugier, dann siegte die Neugier und es begann, an Stellas Pullover hinaufzuklettern.

Die winzigen Krallen fanden gut Halt darin, Stella konnte es kaum davon ablösen, dann hielt sie es in der Hand, ein weiches warmes atmendes Bündel, in dem man jeden der kleinen Knochen spürte.

„Sie glauben nicht, wie unterschiedlich Katzen in ihrem Charakter sind,“ fuhr die Dame fort. „Manche wollen immerzu Aufmerksamkeit und sind unersättliche Schmusetiere. Andere sind Philosophen. Sie dösen vor sich hin und üblicher Weise hält man sie für träge und faul. Doch sie beobachten scharf. Sie machen sich ihre Gedanken über die Welt.“

Stella hob das Kätzchen nun sanft an die Wange, Wärme strömte mit Wärme zusammen, das Kätzchen streckte die Krallen, es war nicht sicher, ob es sich in diesem Moment um den Versuch einer kleinen Gegenwehr und Attacke handelte oder nur ein wohliges Sich-Recken ausdrückte.

„Katzen sind Charakterköpfe. Jede ist ein besonderes Individuum,“ sagte sie weiter. „Ich habe lange genug mit Katzen zu tun, um mir ein solches Urteil zu bilden.“

Eine zweite, dann eine dritte Katze fand ihren Weg auf Stellas Schoß, die Dame meinte, in Stella ein natürliches Talent zur Katzenmutter zu erkennen. Stella dachte daran, dass Bauern, die mit einem solchen Wurf neuer Kätzchen ungewollt beschenkt worden waren, diese früher häufig in einen Sack packten, sie zum Bach trugen und ertränkten. Jedes dieser kleinen Knäuel war ein Wunder an Geschmeidigkeit und Possierlichkeit. Und die Natur schenkte sie oft ungefragt und im Überschuss. Doch wer war zu so etwas fähig: sie in einem Sack gefangen ertrinken zu lassen?

Stella hatte nicht reden wollen. Doch jetzt fühlte sie sich wie eingesponnen von diesem Spiel der Katzenpfoten, Katzenschnauzen und Katzenohren; die Ablenkung tat ihr gut, wie sie spürte.

„Übrigens,“ sagte die Dame jetzt, „ich habe vor zwei Tagen von Ihnen geträumt.“

Das mag für Sie seltsam klingen.

Doch es ist häufig, dass ich Dinge vorausräume – nun nicht häufig, doch es geschieht dann und wann.

Ich träumte, dass Sie mir in diesem Abteil gegenüber sitzen. Es war genau ihr Gesicht, ihre Frisur, ihre Kleidung.

Sie erzählten mir, dass Sie lange nicht mehr in Freiburg waren.

Sie haben im Ausland gearbeitet, sie hatten dort mit Zeitungen zu tun, wohl als Journalistin.“

Stella war verblüfft. Eine solche Information hatte sie der Frau nicht gegeben, sie konnte sich auch an keinem ihrer Gepäckstücke befinden.

„Nun – ich korrigiere es etwas:

Ich kann nicht sicher sagen, ob Sie diese Sätze gesprochen haben. Ob Sie überhaupt etwas redeten.

Es ist in Träumen oft so, dass die andere Person im eigenen Kopf spricht. Man sieht sie nur, und im selben Moment weiß man etwas von ihrer Geschichte. Sie werden dies selbst schon erlebt haben.“

„Was wussten Sie noch über mich?“ fragte Stella.
„Über meine Geschichte?“

„Das ist es,“ sagte die Dame. „Ich möchte Ihnen etwas mitteilen.

Bitte verstehen Sie es nicht falsch. Ich möchte Ihnen keine Angst machen, im Gegenteil.

Doch was ich noch sah, das war dies: Dass Sie den Bahnhof nicht über den Ausgang verließen.

Sie steuerten zielstrebig auf einen Abgrund zu, der sich auf der rechten Seite befand. Dieser Abgrund, das weiß ich, war natürlich nur ein Symbol. Träume machen das, dass sie eine Umgebung plötzlich verwandeln – um damit etwas auszudrücken.

Ich will Ihnen nur freundlich sagen: Bewahren Sie eine gewisse Vorsicht. Der Abgrund faszinierte Sie. Ich rief Ihnen nach, um sie anzuhalten. Doch Sie kümmerten sich nicht darum.

Sie sollten wissen: Dieser Abgrund bedeutet eine tatsächliche Gefahr.“

Stella prüfte die Frau jetzt mit den Blicken genau. War diese Dame etwas verrückt? Zugleich sah sie doch ernsthaft besorgt aus.

Die ersten Vororte von Freiburg näherten sich.

Drei Kätzchen spielten weiter auf Stellas Schoß, auf ihrem rechten Arm, auf ihrer Schulter.

Die Dame öffnete wieder ihr Katzenalbum. Sie zeigte Stella den Katzenfriedhof in ihrem Garten.

Er gab kleine Grabsteine mit eingravierten Namen und ein kleines Medaillon mit einem Bild der Katze war davor in den Sand gedrückt. Es mussten über hundert solcher Grabsteine sein. Und alles war umgeben von langen Reihen zahlloser Blumen.

„Katzenleben sind kurz. Von all diesen Katzen wusste ich, dass ich sie einmal beerdigen werde. Und noch viele weitere werde ich sterben sehen.“

Es ist traurig. Wie es dann doch wieder eine Überraschung und Wonne ist, wenn sie mir einen neuen Wurf schenken.“

Sie sammelte die drei Kätzchen jetzt behutsam von Stellas Pullover ab und senkte sie zurück in den Korb.

Der Zug hielt an diesem Vorortbahnhof und die Frau musste den Zug verlassen.

„Zergrübeln Sie sich nicht den Kopf über das, was ich Ihnen sagte. Nur tanzen Sie nicht in den Abgrund.“

„Tanzen?“ fragte Stella.

„Ja tanzen. Ich sah Sie tanzen dabei. Die Faszination des Abgrunds war groß.“

Versöhnliche Heimkehr

Stella war enttäuscht.

Nur die Tante stand auf dem Bahnhof, weder ihre Halbschwester Rebekka noch ihr Onkel.

Am wenigstens war es die Tante, auf deren Wiederbegegnung sie sich freute.

Trotzdem: Die Tante drückte sie herzlich an sich. Sie erklärte, Rebekka und der Onkel würden in einer Stunde nachkommen.

Dann griff sie die schwere Reisetasche, während sie Stella den Koffer mit den Bodenrollen überließ und winkte sie in das kleine Bahnhofsrestaurant.

Sie hatte es so arrangiert. Sie wollte Stella zunächst unter vier Augen sprechen.

„Stella – ich wünsche mir so sehr, dass wir uns endgültig aussöhnen. Ich gehe sogar so weit, mich bei dir zu entschuldigen.“

Wenn auch du manche unfeinen Dinge damals gesagt hast.

Es war nicht fair von mir, dir anzulasten, was mit Lenny geschehen ist. Sicher, ihr beide, du und Rebekka, solltet sie wachsam im Auge behalten an diesem Abend. Sie war ja erst zwölf. - Doch was dann folgte, jenes Verbrechen, das hat keiner von euch vorausahnen können.“

Sie atmete tief.

„Ich habe dir auch vorgeworfen, was später geschah. Den Tod eurer Eltern, der mir meine jüngere

geliebte Schwester wegnahm. Dabei warst du es, die gewiss am meisten gelitten hat.

Du hattest keinen Einfluss darauf, dass dein Vater nach dem grausamen Verlust von Lenny zu trinken begann. Er verwand es nie, dass sie so spurlos verschwunden blieb. Manchmal dachte ich: Dass er sich in diesem Zustand von Betrunkenheit mit deiner Mutter ans Steuer setzte – die beiden wollten es so. Sie hatten keinen Lebensmut mehr.“

Ihre Stimme versiegte. Sie hatte damals die Leichen in dem ausgebrannten Wagen identifizieren müssen. Wahrscheinlich sah sie es wieder Bild für Bild vor sich.

Sie griff vorsichtig nach Stellas Hand.

„Wir machen einen neuen Beginn.

Unsere größte Freude wäre es, und das will ich dir auch von meinem Mann sagen, wenn du wieder in Freiburg leben würdest, wenigstens in Deutschland, damit wir uns ab und zu sehen. Und die allergrößte Freude wäre dies für deine Halbschwester Rebekka.“

Sie drückte noch einmal Stellas Hand und zog ihre eigene dann wieder zurück.

„Rebekka: Das ist noch ein weiteres Thema.

Ich muss dir sagen, sie ist noch immer äußerst labil.

Ich weiß, dass ihr regelmäßig telefoniert.

Doch Rebekka spricht wenig über das, was tatsächlich vorgeht in ihr. Sie flüchtet sich lieber in Äußerlichkeiten. Sie möchte niemanden zur Last fallen.

Sie möchte nicht, dass ihre Sorgen und Ängste auch die Sorgen der anderen werden.

Sie ist eine so feine Seele.

Sie hat die Anstalt jetzt seit zweieinhalb Jahren verlassen. Doch noch immer braucht sie ihre regelmäßige therapeutische Betreuung.“

„Hört sie noch Stimmen? Macht sie noch manchmal von ihrem Pendel Gebrauch?“

„Das, Gott Lob, ist alles vorbei. Aber weiterhin hat sie diese bipolare Störung, wie man es nennt, sie ist manisch-depressiv.

Lass dich nicht täuschen, wenn sie dich anstrahlt und sie dir wie das blühende Leben erscheint. Es ist nur das eine Blatt. Es hat eine Kehrseite und es wendet sich rasch. Dann sitzt sie wieder starr und in Depressionen gefangen an ihrem Dachbodenfenster. Sie verweigert in diesem Zustand jede Kommunikation.

Ich will es dir nur sagen. Du musst es wissen.“

Stella nickte.

Die Tante griff wieder nach ihrer Hand, drückte sie sanft.

Stella fühlte für einen Moment, dass sie diesen Druck erwidern wollte. Doch noch war der Zeitpunkt nicht reif. Die Bitternis und die Vorwürfe der Tante, die nach dem Unfalltod der Eltern noch zunahmen, verhärteten sie in ihrem Entschluss, Freiburg für Jahre fern zu bleiben. Und das wieder hatte die Tante ihr zum Vorwurf gemacht: ihre Halbschwester im Stich zu lassen, die seit jener Nacht der Schrecken in einem tiefen Trauma gefangen blieb.

Alle hatten sie über Jahre schrecklich gelitten. Und das Leiden, das unerträglich, hatte sie noch entzweit. Es hätte sie, als gemeinsames Leiden, auch enger zusammenschweißen können. Vielleicht war dieser Zeitpunkt endlich gekommen.

X X X X

Rebekka und der Onkel trafen ein.

Der füllige Onkel begrüßte sie mit einer stürmischen Umarmung, nicht ohne zuvor seine unverzichtbare Zigarre an seinem Schuh auszudrücken.

Die Umarmung mit Rebekka war zart, doch lange und innig. Die Halbschwester trug ein ärmelloses sommerliches Kleid mit grüner Samtweste, ihre Haare waren nicht mehr zu einem Knoten gebunden und offen, sie hatte ihre Lippen geschminkt und sogar Lidschatten über die Augen gemalt.

Der Onkel wollte während der Fahrt alle Einzelheiten von Stellas Flug wissen, Strecke Toronto München, obwohl es außer Banalitäten da nichts zu berichten gab, die Fahrt in den Außenbezirk verlängerte sich durch einen Stau auf fast eine Stunde, dann erkannte Stellas das Haus.

Sie staunte etwas, wie wenig sich in all den vergangenen Jahren geändert hatte. Auf dem weitläufigen Gartengelände gackerten noch immer die Hühner, drei Ziegen grasten hinter dem Haus, am Gartenteich schnatterten Gänse und Enten und auch die Kaninchenställe waren wie immer voll.

Es war Rebekkas Aufgabe, sich um diese Tiere zu kümmern. Das tat sie, seit sie aus der Anstalt entlassen war, zuverlässig, erzählte die Tante.

Rebekka zeigte Stella auf dem Dachboden ihren neuen Arbeitsplatz: mit Nähmaschine, Zwirnen, Nadeln und Scheren und vielen Stoffmustern, die sich auf einem Teewagen stapelten und einem breiten Zuschneidetisch. Stella wusste bereits, dass Rebekka sich hier eine Änderungsschneiderei eingerichtet hatte, der Zulauf von Kunden war noch spärlich, doch immerhin waren zwei von ihnen schon etwas wie Stammkunden und einer zahlte auch gut.

Der große Dachbodenraum war wie früher durch ein Tuch in zwei gleich große Teile geteilt, die eine Hälfte war wieder als Quartier für Stella vorgesehen. Die Tante hatte es liebevoll eingerichtet mit alten gedrechselten Möbelstücken und allem Komfort einer kleinen Wohnstube. Und die frischen weißen Bettbezüge und das weiße Laken rochen wieder einmal so rein wie ein frisch gefallener Schnee.

Für den morgigen Freitag hatte die Tante einen ganzen Katalog von Ausflugsvorschlägen. Sollte es wie heute ein sonniger Tag werden, dann bot sich eine Seilbahnfahrt an im „Schauinsland“, eine Fahrt zum Schluchsee, zum Feldberg oder zum Titisee, vielleicht auch alles zusammen. Und auch Freiburg selbst hatte seine Sehenswürdigkeiten: das Haus zum Walfisch, das Münster, die alte Wache, das Martins-tor und das Schwabentor, das alte Rathaus und schließlich der Stadtgarten.

Stella spürte nur diesen Wunsch: einige Tage durch den Schwarzwald zu wandern, allein. Das auszusprechen konnte sie freilich der Tante in diesem Moment nicht antun. Und der Schwarzwald stand zuverlässig an seinem Platz. Er würde warten – auch in die kommenden Tage hinein, das war gewiss.

Der Film der Schrecken

Am Abend des übernächsten Tages einigten sich Stella und Rebekka darauf, in eine Diskothek zu fahren. Der Onkel hatte ihnen dafür sein Auto zugesagt.

Rebekka hatte seit elf Jahren keine Diskothek mehr besucht. Zu Stellas Erstaunen kam der Vorschlag von ihr selbst, schon tags zuvor, nur locker und nebenbei, und Stella wusste nicht, ob es ernst gemeint war. Rebekka machte klar, dass sie mit ihrer Halbschwester ausgehen wollte. Ihre Zeit als „Trauerkloß“, wie sie es selbst sagte, war endgültig vorbei, das war ihr fester Entschluss.

Sie stand vor dem Kleiderschrank und drehte sich vor dem Schrankspiegel, sie toupierte sich leicht die Haare und schminkte sich, sie wechselte nochmals das Kleid, probierte verschiedene Gürtel und Ketten und wechselte auch mehrmals die Schuhe. In Rebekkas Augen lag Glanz. Ihr eher flaches, etwas knöchernes Gesicht war noch fast faltenlos, mit diesem

Glanz und mit diesem Lächeln entwickelte es seinen eigenen Charme.

Bald darauf saßen sie im Auto.

Stella konnte sich an die Freiburger Diskotheken noch gut erinnern. Sie bevorzugte damals die Studentendisco „Elpi“, doch auch das „Jazzhaus“ hatte sie mehrmals besucht und auch das „Crash“.

Es gab weitere. Nur eine war auf dieser Liste ein absolutes Tabu.

Das „Elpi“ war an diesem Sonnabend hoffnungslos überfüllt, als sie sich durch die Knäuel Bauch- und Becken-schüttelnder Körper zur Theke durchgearbeitet hatten, bestellten sie einen Orangensaft, jeder schien hier jeden zu kennen und einem Neuling blieb nur das Gefühl, an diesem Ort ein Fremdkörper zu sein. Rebekka sagte, sie könne mit dieser Disco nicht warm werden, und nach einer Stunde brachen sie wieder auf.

Im „Jazzhaus“ fand eine geschlossene Vorstellung statt, es spielte dort eine kleine Band angereicherter Jazzkoryphäen. Auch im „Crash“ wurde live gespielt, eine noch wenig bekannte Rockgruppe war engagiert. Sie zeichnete sich vor allem dadurch aus, dass sie einen ohrenbetäubenden Lärm produzierte. Wieder brachen Stella und Rebekka nach knapp einer Stunde auf. Blieb noch das Agar in der Löwenstraße.

Auch hier war die Tanzfläche voll und die Luft verqualmt. Doch worauf es ankam, war schließlich, ein paar „nette Typen“ aufzuspüren – „geile Typen“,

wie Stella und ihre Schulfreundinnen es damals gesagt hätten, Typen jedenfalls, die in irgendeiner Art interessant waren und mehr als Bundesligatabellen und heiße Automarken im Kopf hatten.

Wieder hielten beide ihren Orangensaft in der Hand. Das Suchspiel der Blicke im dunstigen verqualmten Discolicht begann erneut.

Plötzlich zog Stella Rebekka auf die Tanzfläche. Mehrere Frauen tanzten hier als Paare. Als Paar tanzende Männer sah man nicht. Wenn die Männer tanzfaul auf ihren Hintern blieben, mussten die Frauen sich selbst helfen.

Auf einmal verlangsamten sich Stellas Bewegungen, schließlich stand sie ganz still.

Sie fühlte, wie ihr Blut in einem heftigen Aufruhr durch ihre Adern schoss. Am anderen Ende der Tanzfläche stand ein Mann mit schwarzem glänzendem Haar, den sie zu erkennen meinte.

In Sekundenschnelle rollte ein innerer Film vor ihr ab.

Ein nächtlicher Wald. Sie war benommen. Man zerterte sie aus einem Wagen. Ebenso, wie sie verschwommen wahrnahm, Rebekka; zuletzt die kleine Schwester, die zwölfjährige Lenny.

Stella sah und hörte sich schreien. Der schwarzhhaarige Mann warf sich über sie. Wieder drückte er ihr jenes chloroformgetränkte Tuch ins Gesicht, ihr Widerstand blieb schwach, als er ihren Unterkörper freilegte und in sie eindrang.

Ohnmächtige Wut. Die im gewalttätigen Übergriff erzwungene Lust. Plötzlich suchte er ihren Blick. Der flüchtige Versuch eines Lächelns – jenes Lächelns, das sie an diesem Abend, den sie gemeinsam getanzt hatten, verzaubert hatte. Eng umschlungen wiegten sie sich zuletzt auf der Tanzfläche. Wieder spürte sie jetzt seine harten Stöße der Lust und den harten Griff seiner Hände, die ihre Schultern umkrallten.

Er ließ von ihr ab.

Der andere Mann, sein Kumpel, der blonde, grobgesichtige, hatte sich über Rebekka geworfen. Er hielt ihr die Hand auf den Mund gepresst, das chloroformgetränkte Tuch hatte er inzwischen verloren. Plötzlich tropfte Blut von seiner Hand, ein Wutschrei folgte. Rebekka hatte in letzter Verzweiflung zugebissen, er antwortete mit mehreren Faustschlägen direkt in ihr Gesicht.

Er hatte ein neues Opfer erspäht: Lenny. Auch sie lag betäubt im Gras. Der Schwarzhaarige doch kam ihm in dieser Sekunde zuvor. Er warf sich über das Mädchen, die hilflos mit Armen und Beinen schlug, dann hatte er sie doch fest im Griff, und wieder lag das chloroformgetränkte Tuch auf ihrem Gesicht.

Stella versuchte mit Macht, die Betäubung abzuschütteln. Sie richtete sich auf.

Sie erspähte im Gras einen Ast. Sie griff ihn, sie bewegte sich schwankend auf den Schwarzhaarigen zu und ließ den harten Ast mit Wucht an seine Stirn schlagen. Der Mann taumelte. Stella schlug ein zwei-

tes Mal zu, wieder genau auf den Haaransatz seiner Stirn. Der Mann rutschte zur Seite, laut aufstöhnend, die Hand auf die Stirn gedrückt, aus der jetzt heftig das Blut quoll.

Da stand der Blonde neben ihr, der Grobgesichtige. Er entriss ihr den Ast und holte zum Schlag aus. Stella duckte sich weg, er stolperte über Lennys Füße und stürzte. Stella konnte sich zum Wagen mit den immer noch weit offenen Türen flüchten.

Sie verriegelte ihn von innen. Der Schlüssel steckte. Sie besaß keinen Führerschein und hatte noch nie einen Wagen selbständig gefahren. Doch sie hatte die Eltern oft beim Fahren beobachtet.

Der Grobgesichtige trommelte gegen die Scheiben. Auch der Dunkelhaarige hatte sich wieder aufgerichtet. In beiden Gesichtern glühte Wut.

Stella zündete den Wagen. Sie musste Hilfe holen. Der Blonde hatte den Wagen in den Waldweg eingefahren. Sie wusste, es war ihr unmöglich, ihn zurück auf die Straße zu manövrieren. Erleichtert spürte sie, dass er immerhin auf ihren Fuß über dem Gaspedal reagierte.

Die Männer sprangen zur Seite, nun verfolgten sie sie, mit wutverzerrten Gesichtern, sie meinte, ihr angestrengtes Keuchen zu hören.

Sie fuhr in Panik. Sie spürte ihr Zittern, das den ganzen Körper erfasst hatte. Sie fuhr den holprigen Waldweg in ein immer ungewisser werdendes Dunkel hinein. Endlich besann sie sich darauf, die Scheinwerfer einzuschalten. Sie beschleunigte. Diese

albtraumhafte Fahrt über schmale Waldwege, beständig auf verstreute Äste und Steine schlagend, konnte kein Ende nehmen, solange sich die Verfolger in ihrem Rücken befanden.

Immer noch einmal beschleunigte sie.

Jetzt schien es, die Verfolger hatten aufgegeben.

Sie suchte nach ihrem Handy. Vergebens. Sie hatte es auf dem Waldboden im Gras verloren. Sie hatte es unbestimmt bereits gespürt, jetzt war es Gewissheit. Ihr Handy war fort.

Immer noch hielt diese Wolke von Panik sie gefangen.

Sie blickte zu dem schwarzhaarigen Tänzer hinüber. Es schien jetzt, er erwiderte diesen Blick.

Der Film brach für einen Moment ab.

Stella bewegte sich tanzend zurück an Rebekkas Seite, dann packte der Film sie erneut – mit einer neuen Sequenz, einer der weiteren Schrecken.

Sie fuhr das Auto, es gehorchte ihr inzwischen mehr und mehr. Rebekka saß jetzt neben ihr. Sie näherten sich auf der nächtlichen Waldstraße einer Brücke. Plötzlich erkannten sie ihn vor sich im Scheinwerferlicht: den Mann mit der schwarzen Lederjacke. Deutlich war das Rückenmuster mit dem doppelköpfigen Drachen zu erkennen. Der Mann hielt etwas Blinkendes in der Hand. Plötzlich wendete er sich zu ihnen um. Eine Pistole?

Stella gab Gas, sie musste die Schnellere sein. Sie hielt genau auf den Mann zu. Der versuchte im letz-

ten Moment, zur Seite zu springen, da schlug er gegen die Motorhaube, der Wagen überrollte ihn.

Stella stoppte das Auto, endlich wagte sie einen Blick. Sie hatten den Mann über der asphaltierten Straßenboden auf dem Gesicht liegend mit sich geschleift, wieder sah man die Lederjacke mit dem doppelköpfigen Drachen, das Gesicht war blutüberlaufen und zerschrammt bis zur Unkenntlichkeit. Noch immer hielt der Mann den blinkenden Gegenstand umklammert, es war eine Taschenlampe.

Er zeigte kein Lebenszeichen mehr.

Stella und Rebekka lösten sich aus ihrer Erstarung. Sie griffen den Mann an Schultern und Beinen und warfen ihn über das Geländer in die Schlucht.

Jetzt geschah es zweifelsfrei:

Der Mann auf der anderen Seite der Tanzfläche erwiderte für Sekunden ihren Blick.

Auch Rebekka hatte den Mann bemerkt. Stella spürte, dass sich Rebekkas Finger um ihren Arm krallten.

Minuten später saßen sie wieder im Auto.

Rebekka starrte mit blassem Gesicht vor sich hin.

„Auch du bist dir sicher –
auch du hast ihn ganz sicher erkannt?“

Stella nickte. „Und doch.

Es ist unmöglich.

Wir haben ihn mit dem Auto überrollt. Er war tot.“

„Er war nicht tot,“ sagte Rebekka. „Er kann nicht tot gewesen sein.

Wir haben ihn eben in der Disco gesehen.“

„Es gibt manchmal seltsame Ähnlichkeiten.

Vielleicht auch ist es ein Bruder. Oder ein Cousin.“

„Ein Bruder?

Du meinst, er hat einen Bruder?“

Sie fuhren eine lange Zeit schweigend.

„Wie werden es herausfinden,“ sagte Stella plötzlich entschlossen und ihre Hand umkrallte das Steuer.

„Wenn er es ist, dann bedeutet dies Krieg.“

Die Nacht der ungehörten Schreie

Eine Nacht quälender Träume.

Auch Rebekka wälzte sich unruhig auf ihrem Bett.

Stella sah den Verlauf der damaligen Ereignisse noch einmal in allen Details.

Vor allem Lenny zuliebe waren sie in diese Diskothek gefahren.

Es spielte dort eine junge Boygroup, ihre Bekanntheit war erst die einer lokalen Größe, doch sie produzierten bereits Poster und zwei dieser Poster

hingen in Lennys Zimmer. Sie hatte sich diesen Discobesuch zu ihrem zwölften Geburtstag gewünscht.

Die Eltern mussten an diesem Abend ein Geschäftsessen besuchen, es würde voraussichtlich über Mitternacht dauern, also hatten sie Stella für den Rückweg ein Taxigeld in die Hand gedrückt. Sie sollten, dies war vor allem wichtig für Lenny, spätestens um elf wieder zu Haus sein.

Stella und Rebekka drehten sich vor dem Aufbruch immer abwechselnd vor dem Spiegel und berieten sich: über Kleider, Blusen und Röcke, Hackenschuhe, modische Turnschuhe, Lidschatten und Wangenrouge, eingedrehte Locken und Kranzfrisuren. Beide waren sie zwei attraktive junge Frauen. Die eigentliche Attraktion freilich war Lenny, sie war, spätestens als alle drei die Diskothek betraten, der Magnet aller Augen, eine Zauberfee mit hoch toupierten Haaren und schon sehr standsicher auf den hohen Absatzschuhen.

Die Band hatte ihren Vortrag beendet, jetzt dröhnte die übliche Diskomusik und auf der Tanzfläche fanden sich immer weitere Tänzer ein. Es ging auf Mitternacht zu, Stella tanzte mit einem jungen gutaussehenden Mann. Schwarze leicht gelockte Haare, eine Pagenfrisur. Er trug eine dunkle Lederjacke mit der Zeichnung eines geflügelten doppelköpfigen Drachen auf dem Rückenteil. Sein Namen war Boris. Immer häufiger suchten sich ihre Augen, bei einem Soul zog er sie an sich und sie tanzten eng umschlungen. Er hatte sie zu einem Drink eingeladen,

dann einem zweiten und dritten. Sie spürte den einsetzenden Rausch und das Unwiderstehliche seiner Umschlingung. Auch Rebekka vergnügte sich tanzend mit Männern. Und um Lenny scharrten sich ganze männliche Teenagergruppen. Allerdings, Stella und Rebekka wachten darüber, dass sie keinen Tropfen Alkohol anrührte, so war es besprochen.

Rebekka mahnte, dass sie aufbrechen müssten. Sie wollte wie vereinbart das Taxi rufen. Da schaltete Boris sich ein: Er und sein Kumpel würden dieselbe Strecke fahren. Jedenfalls wäre der ferne Freiburger Vorort kein Umweg für sie.

Der Kumpel trat dazu, ein etwas grobgesichtiger Mann mit breiten Schultern, er war der Fahrer des Wagens, Stella spürte Abneigung und wie andere hatte er in der Disco ein wenig gekiffi. Sie hätte nein sagen müssen, doch Boris hielt den Arm über ihre Schulter gelegt. Sie würden das Taxigeld sparen, bei diesem weiten Weg eine beträchtliche Summe. Kurz entschlossen sagten sie zu.

Die jungen Männer verabschiedeten sich für einen Moment auf die Toilette, dann kamen sie gut gelaunt zurück, etwas zur Enttäuschung von Stella nahmen beide auf dem Vordersitz Platz. Doch die Fahrt ließ sich lustig an. Man witzelte über den übergewichtigen Diskjockey und einige Tänzer, die sich bekiffi kaum auf den Beinen halten konnten. Dirk, der Fahrer, zog eine Flasche Korn aus seiner Jacke, er wollte damit den Tank nachfüllen, so witzelte er, wenn das Benzin ausging bei der weiten Strecke. Der Wa-

gen schlenkerte mehrmals etwas unkontrolliert über die Landstraße.

Dirk und Boris schlugen vor, die Straßenabkürzung durch ein Waldgebiet zu nehmen. Plötzlich kam es zwischen beiden Männern zu einem einverständlichen Blick. Dirk bremste und bog in eine Waldschneise ein. Beide wandten sich gleichzeitig um und drückten den jungen Frauen die präparierten Chloroform-Tücher ins Gesicht.

Man zerrte sie aus dem Wagen, wie sie sich auch wehrten, sie waren benommen. Auch Lenny wurde nach draußen gezerrt. All die Szenen der Schrecken setzten ein, wie sie sich vor Stella in der Diskothek beim Anblick des schwarzhaarigen Mannes wie ein Film präziser Bilder wieder entrollt hatten: Ihre Vergewaltigung. Die Vergewaltigung Rebekkas. Dann auch die von Lenny.

Sie irrte mit dem fremden Wagen durch den nächtlichen Wald. Sie konnte nicht telefonieren, keine Hilfe herbeirufen. Sie musste auf die Landstraße zurück. Plötzlich erkannte sie, dass sie sich wieder jener Waldschneise näherte.

Vorsichtig bog sie ein. Die beiden Männer waren jetzt nirgends zu sehen. Rebekka lag zusammengerollt am Boden und rührte sich nicht. Dirk hatte sie zuletzt bis zur Besinnungslosigkeit gewürgt. Sie atmete schwach. Doch mit Stellas Hilfe war sie fähig, sich wieder aufzurichten und auf dem Nebensitz Platz zu nehmen.

Jetzt begann die Suche nach Lenny. Lenny war fort. Stella leuchtete mit den Scheinwerfern das Unterholz ab, sie hatte sogar noch einmal den Mut, den Wagen zu verlassen. Lenny war nirgends zu sehen. Sie kehrte in den Wagen zurück, kurbelte das Fenster herunter und rief. Noch einmal durchquerte sie das ganze Waldstück ihrer vorangegangenen Flucht.

Keine Spur von Lenny.

Es gab nur eine Antwort: Lenny musste die Zeit, in der die Männer ihr Auto verfolgten, zur eigenen Flucht genutzt haben. Sie war klug genug, zu begreifen, dass dies ihre Rettung war.

Stella sah sich die Landstraße entlang fahren.

Die Lederjacke mit dem doppelköpfigen Drachen.

Der blinkende Gegenstand.

Dann war der Mann überrollt.

Sein Gesicht völlig zerschunden. Ein schrecklicher Anblick. Kein Puls, kein Atem.

Sie warfen ihn in die Waldschlucht unter der Brücke.

In der nächsten Ortschaft klingelten sie im ersten Haus die Leute aus dem Schlaf.

Sie drängten, augenblicklich die Polizei zu rufen.

Stella und Rebekka stiegen zu den Polizisten in den Wagen und fuhren zurück zur Waldschneise.

Die Suche zog sich jetzt über Stunden hin.

Keine Spur von Lenny.

Keine Spur von den beiden Tätern.

Die Polizisten brachten Stella und Rebekka nach Haus.

Lenny war dort nicht eingetroffen.

Eine Stunde später kehrten auch die Eltern zurück.

Am nächsten Tag setzte man die Suche nach Lenny fort.

Ohne Ergebnis.

Auch die Überprüfung der Wagennummer des entwendeten Fahrzeugs führte auf keine Spur. Das Auto war als gestohlen gemeldet. Die Besitzer waren ein älteres Ehepaar aus Frankfurt.

Keine Spur von Lenny.

So blieb es die nächsten Tage.

So blieb es über Wochen.

Über Monate.

Über Jahre.

Stella richtete sich in ihrem Bett auf, sie tat es, wie aus einem finsternen Traum aufschreckend, mit einem Schrei.

Sie sah, dass Rebekka wach auf ihrem Bett saß.

Beide wussten von ihren gemeinsamen Bildern der Schrecken.

Sie setzte sich zu ihr und schlang ihren Arm um sie. Drückte sie an sich, fest.

Sie spürte, dass Rebekka am ganzen Körper zitterte.

Erst jetzt merkte sie, dass das gleiche Zittern auch ihren Körper gefangen hielt.

Nach einer Stunde schliefen sie gemeinsam ein, Seite an Seite in Rebekkas Bett.

Das verschwiegene Grab

Es war seit Jahren eine feste Tradition für die Tante, am Sonntagvormittag nach dem Gottesdienst das Grab ihrer Schwester und ihres Schwagers zu besuchen. Der Onkel kam alle zwei Wochen mit. Dann war es Zeit, auf dem Grab die Blumen zu erneuern. Als Blumenhändler hatte er reichlich davon. Kein Grab war so üppig mit Blumen geschmückt wie dieses von Stellas und Rebekkas Eltern.

Rebekka begleitete den Weg zum Friedhof immer nur bis an das Gartentor. Sie wartete dort ruhig, bis die Tante und der Onkel zurückkehrten. So auch dieses Mal.

Stella folgte bis an das Grab.

Sie hatte es in allen Details in Erinnerung. Fünf Jahre waren für die Erinnerung an ein Grab keine lange Zeit.

Der Onkel wechselte die Hälfte der Blumen aus.

Während er es tat, schlenderte Stella ein wenig die Friedhofswege entlang.

Die Tante winkte sie zurück.

Schließlich folgte sie ihr sogar, sichtbar in Unruhe.

Sie wollte Stella am Arm greifen und zum Grab ihrer Eltern zurückziehen.

Da hatte es Stella bereits bemerkt.

Hier gab es einen Grabstein mit der Aufschrift „Lenny“.

Auch die eingravierten Daten stimmten.

Stella rang um Atem. „Und ihr habt es mir niemals gesagt?“

„Rebekka...“ Die Tante machte eine Geste zum Gartentor.

„Rebekka könnte es nicht ertragen.

Bitte sprich zu Rebekka kein Wort.“

„Auch vor Rebekka habt ihr es geheim gehalten?-

Wo hat man sie gefunden?“

„Man fand sie ein halbes Jahr nach dem tödlichen Autounfall deiner Eltern.

Es war ein anderes Waldstück.

Sie lag unter Blättern verscharrt.

Ein Spaziergänger entdeckte sie mit seinem Hund.“

Die Tante schaute während all dieser Sätze kein einziges Mal auf. Jetzt zog sie Stella mit sich, wieder zum anderen Grab, wo der Onkel seine Arbeit eben beendet hatte.

„Bitte, bitte: kein Wort zu Rebekka!“

„Du willst es auf Dauer vor ihr verschweigen?“

„Der Therapeut hat es damals so empfohlen.

Vielleicht war es ein Fehler. Doch wir haben uns daran gehalten.

Und jetzt...

Rebekka befindet sich seit einem Jahr in einer Phase der Stabilisierung. Man sollte es nicht leichtsinnig gefährden.“

„Sie auf Dauer unwissend lassen?“

„Sie will auch nie zum Grab ihrer Eltern.

Warte noch. Der Zeitpunkt wird kommen.“

Alle drei kehrten zum Friedhofstor zurück.

Rebekka hatte die ganze Zeit dort unbeweglich verharrt.

Am Abend saß Stella mit der Tante noch eine Stunde allein.

„Übrigens: Rebekka hat dir am Telefon berichtet, dass man den einen der Mörder gefunden hat?

Tot. Erschlagen. In einem Schrebergarten im Umkreis von München.

Die Zeitungen zeigten sein Bild. Man suchte mögliche Zeugen. Es gab keinen Hinweis auf den oder die Täter.

Rebekka entdeckte es selbst beim Blättern in der Zeitung. Sie hat ihn auf diesem Bild erkannt. Sie war sich vollkommen sicher.

Der Mann hatte ein Muttermal am Hals.“

„Ja, Rebekka hat mir davon erzählt.

Sie war sich sicher: Es ist dieser Mann.“

Die Tante erhob sich zum Zu-Bett-Gehen.

„Lass Rebekka noch etwas Zeit, was den Tod von Lenny betrifft.

Wir wollen sie nicht unwissend und dumm halten, wenn du es so siehst.

Es ist zu ihrem Guten gedacht.“

Stella erschien dieses jahrelange Verschweigen skurril.

Ob Rebekka sich nicht längst selbst die Antwort gegeben hatte?

Der Schwur der Schwestern

Am Mittag des nächsten Tages suchte Stella ihr altes Fahrrad im Keller, tatsächlich, dort stand es noch, ein ihr aus jungen Mädchenjahren vertrauter Freund, die Reifen waren fast platt, es machte einen verwahrlosten Eindruck und sie versprach ihm für die nächsten Tage eine liebevolle Reinigungsaktion. Sie pumpte, bis sie atemlos war und ölte die Kette, dann schien der alte Stahlkumpel zur Fahrt wieder fit.

Sie hatte einen Plan. Er hatte zu tun mit der Waldschlucht unter der Brücke. Sie hatte den Ort seit dem damaligen Vorfall nie wieder aufgesucht.

Plötzlich stand Rebekka neben ihr. Eben dies hatte Stella eigentlich vermeiden wollen – doch Rebekka hatte sie mit dem Fahrrad vor der Kellertür gesehen. Auf eine Ausflugsfahrt wollte sie mit.

„Es wird eine längere Strecke,“ sagte Stella.
Rebekka war bereit.

An diesem fast windstillen Tag unter frühherbstlicher Sonne fuhr es sich angenehm. Nach etwas mehr als einer halben Stunde kam die Brücke in Sicht.

Rebekka hatte augenblicklich begriffen. Sie stieg von ihrem Fahrrad und lehnte es wie Stella gegen einen Baum. Ohne ein weiteres Wort folgte sie Stella in die Schlucht.

Ein rutschiger Abstieg. Die Schlucht, von dichtem Unterholz überzogen, war noch mit dem grauen halb verwitterten Laub des letzten Herbstes bedeckt. Stella versuchte, die damalige Szene genau zu rekonstruieren, nur ein Kreis von etwa zehn Metern kam für die Suche in Frage.

Auch damals war es früher Herbst. Die Blätter konnten den Leichnam, soweit er nicht schon im Unterholz und zwischen den hohen Farnen versteckt lag, in wenigen Wochen mit Blättern bedeckt haben. Dann bedeckte ihn der winterliche Schnee. Und mit dem Frühling sprossen wieder die Blätter im Unterholz. So konnte es von Jahr zu Jahr gewesen sein. Elf Jahre lang. Wenn von dem Leichnam noch etwas existierte, dann wahrscheinlich nur das Skelett.

Stellas Füße schoben sich tastend durchs Unterholz, durch das Herbstlaub, in beklommener Anspannung. Ein zweites Mal, dann ein drittes Mal durchwanderte sie den gedachten Kreis. Nichts.

Sie war sich sicher gewesen, auf irgendetwas stoßen zu müssen. Etwas musste diese damalige Aktion auf der Brücke bestätigen. Und jetzt fühlte sie sich

doch sonderbar erleichtert, dass ihre Suche ergebnislos blieb.

Rebekka war an der Seite stehen geblieben. Plötzlich zeigte sie auf etwas im Laub. Es lag fünf Meter außerhalb des gedachten Kreises. Ein schwarzer Männerschuh.

Stella hob ihn auf. Er war aufgeschwemmt von Nässe, völlig vermodert, doch noch klar zu erkennen als das, was er war: ein Herrens Schuh. Jetzt begann Stella die Suche rund um das Fundstück erneut. Wieder nichts.

Doch - jetzt blinkte etwas zwischen einer vermo-
derten Astgabel. Stella bückte sich und zog es aus dem Boden: ein etwa handgroßes Metallkreuz, bis fast zu den kleinen Kreuzbalken in die Erde gestoßen.

Ein **R** war in der Mitte hineingeritzt.

Stella drehte das Kreuz in der Hand. Ein Zittern lief durch ihre Finger.

Der Hinweis auf ein geheimes Grab?

Plötzlich begann sie, mit dem Kreuz tiefe Furchen in den Boden zu reißen. Dieser Boden war hart. Schließlich hatte sie einen handspantentiefen Graben hineingescharrt. Nichts. Sie stocherte nur durch schwarzbraune Erde.

Sie fühlte sich erschöpft.

Sie bohrte das Kreuz in den Boden zurück.

Jemand hatte es auf genau diesem Stück Erde zurückgelassen. Ein Zufall war ausgeschlossen.

Sie kehrten zu ihren Fahrrädern zurück.

„Rebekka – hast du jemals zu einem Menschen davon gesprochen, was in jener Nacht auf der Brücke passiert war?“

Rebekka schien wie aus einer Trance aufzutau-
chen, dann schüttelte sie heftig den Kopf.

Sie dachte ein zweites Mal nach und ihr Kopf-
schütteln wurde noch heftiger.

Es war jetzt das Zeichen einer Abwehr – so de-
monstrativ, dass Stella spürte, dass es offenbar doch
eine gegensätzliche Antwort gab.

„Rebekka – es wäre wichtig.

Mit wem hast du über jenes Ereignis gesprochen?

Mit einem deiner Therapeuten?“

Rebekka blickte zum Boden.

„Mit keinem Therapeuten. Nein.“

Ihre Stimme klang fast schroff, wieder war Ab-
wehr daraus zu hören.

Sie bestiegen ihre Fahrräder.

Nach halben Minute hielt Rebekka an. „Einmal,
ja, habe ich es jemandem erzählt.

Einer Anstaltsschwester. Sie traf mich weinend im
Bett. Es quoll alles so einfach aus mir heraus.

Ich konnte es nicht zurückhalten.

Sie versprach mir: Von ihr wird niemand ein Wort
erfahren.“

„Diese Anstaltsschwester – stehst du noch mit ihr
in Kontakt?“

„Nein. Es liegt lange zurück.“

Sie fuhren wieder nebeneinander her.

„Es war nicht klug, Rebekka.
Jemand hat die Leiche entdeckt.
Ein Kreuz steht an der Stelle.

Anstaltsschwestern können verschwiegen sein –
oder auch nicht.

Wir hatten uns geschworen, zu keinem darüber zu
sprechen.“

„Das hatten wir, ja...
Es war dieses einzige Mal.“
Sie fuhren schweigend.

„Du erinnerst dich an unseren anderen Schwur?“

„Ein noch anderer Schwur?“ Rebekka verzog die
Stirn, wieder in etwas wie Abwehr. Doch sie hatte
auch dies nicht wirklich vergessen. Stella spürte es
rasch, während sie es doch neu formulierte.

„Wenn Lenny nicht wiederkehrt und wir ihren
zweiten Mörder finden, Dirk, wird er es ebenfalls
mit dem Leben bezahlen.

Wir werden ihn nicht ungestraft davon kommen
lassen.“

Rebekka nickte. Sie hatten sich diesen Schwur
gegeben.

Wieder fuhren sie schweigend.

„Er ist tot,“ sagte Rebekka.

„Er hat seine Strafe bekommen, auch ohne uns.“

„Doch jetzt wissen wir: möglicherweise lebt der
andere Mörder von Lenny.“

Stella hatte das zweite Mal von Lennys Mörder
gesprochen.

Eigentlich war es geschehen: diese künstliche längst vernunftwidrige Mauer in Rebekka war durchbrochen.

Die Bestätigung von Lennys Tod und dieser Schwur gehörten zusammen und damit alles, was auf den Mörder zielte.

Die Vergewaltigung war verjährt. Der Mord war es nicht.

Lebte der andere Mörder?

Dann galt der Schwur, der damalige, jetzt für ihn.

X X X X

Stella setzte sich vor den Spiegel im Bad. Sie schnitt ihre Haare kurz und färbte sie schwarz. So wenig wie möglich sollte an die alte Stella, jene vor elf Jahren, erinnern.

Ihr Name für die nächste Zeit, würde sie jemand danach fragen, würde Sybille sein.

Sie lieh sich wieder den Wagen des Onkels aus und fuhr in die gestrige Diskothek, das „Agar“.

An diesem Dienstagabend war sie nur halb gefüllt. Der Schwarzhhaarige befand sich diesmal nicht unter den Besuchern.

Stella ließ sich auf eine lockere Plauderei mit dem Mann hinter der Theke ein. Schließlich fragte sie nach einem Boris, der hier in der Disco am Wochenende getanzt hatte. Sie beschrieb ihn. Doch der Mann bedauerte. Ein Boris sei ihm hier nicht be-

kannt. Sein Blick verriet, was er dachte: eine von ihrem Tanzpartner versetzte junge Frau.

Plötzlich mischte ein anderer Mann sich ein, ein rothaariger mit leicht aknenarbigem Gesicht. Er hätte eine Vermutung, von wem sie spricht. Wenn es ihr wichtig sei, könne er sich darum kümmern und etwas in Erfahrung bringen.

Ob er ihre Handynummer dafür erhalten könnte?

Stella musterte den Mann. Sympathisch war er ihr auf diesen ersten Blick nicht. Doch gut, wenn er ihr möglicher Weise helfen konnte. Sie nannte ihm ihre Handynummer, die ihres zweiten selten genutzten Handys, die er sogleich in sein eigenes Handy eingab – unter dem Namen Sybille.

Der Kartentrickser

Stella war am folgenden Vormittag wieder mit dem Fahrrad unterwegs, diesmal in der Innenstadt. Sie dachte an ein wenig Shopping dabei, sollte das Wetter umschlagen, brauchte sie einen Schirm und ein regenfestes Cape und auch Kleinigkeiten wie ein neues Parfüm und ein neues Halstuch waren vorstellbar.

Doch vor allem genoss sie das Fahrradfahren selbst, auch in den manchmal engen verwinkelten Straßen der Stadt. Und schließlich wollte sie den

Onkel überraschen, indem sie ihm einen Besuch in seinem Blumengeschäft abstattete.

Das tat sie zuerst. Der Onkel nahm sich sofort die Zeit, sie kräftig abzudrücken, obwohl er gerade drei Kunden zu bedienen hatte. Kam man hierher aus den lärmenden Verkehrsstraßen der Stadt, so trat man in eine Oase des Friedens.

Blumen waren eine eigene Welt. Sie kannten keine Eifersucht, keinen Streit, keine Gier, keinen Hass. Sie verlangten nichts, als dass man sie wässerte, dann blühten sie einfach so vor sich hin. Kannten sie Freude? Und war es ihnen nicht manchmal etwas langweilig, so einfach nur vor sich hinzublühen?

Jedenfalls waren es keine seelenlosen Automaten. Bei Bach und bei Debussy wuchsen sie besser, eine Dauerbeschallung mit Rockmusik ließ sie verkümmern. Und dann gab es den oft zitierten „grünen Daumen“, mit dem sich sogar wissenschaftliche Studien befasst hatten. Offenbar war es nicht gleichgültig, wie jemand Umgang mit ihnen pflegte. Sie spürten die harmonischen ihnen zugeneigten Emotionen, sie bemühten sich dann, schneller und besser zu wachsen. Das war ein Fakt.

Stella näherte sich auf der Weiterfahrt einer Imbissstube.

In einer Gruppe von vier Männern und zwei Frauen stand ein schwarzhaariger Mann mit Pagenfrisur. Jetzt sah sie ihn genau im Profil. Sie erkannte ihn.

Sie lehnte das Fahrrad gegen einen Baum und trat zu dem Verkäufer, der eben eine Currywurst zuschnitt. Sie wies auf die Wurst und sagte, das gleiche wolle sie auch.

Der Schwarzhaarige führte Kartentricks vor. Die Umstehenden reagierten mit Verblüffung. Er ließ die ausgewählte Karte an beliebiger Stelle in den Stapel der anderen Karten schieben und er spürte sie kurz darauf exakt wieder auf. Er hob eine Karte in die Luft und hatte sie plötzlich verdoppelt. Die Leute fühlten sich gut unterhalten.

Stella, inzwischen die Currywurst in der Hand, mischte sich ein. Auch sie wollte eine Karte aus dem Stapel ziehen und an beliebiger Stelle wieder einfügen. Der Mann konzentrierte sich, sie spürte Anstrengung in seinem Gesicht, dann war der Test gelungen.

Er musterte sie.

Sie hielt seinem Blick stand, sie lächelte flüchtig.

Das flüchtige Lächeln kam zurück. Dann blieb der dunkle bohrende Blick.

Er sah auf die Uhr und stellte er fest, dass er zurück an seinen Arbeitsplatz müsse.

Er entfernte sich zu einem am Straßenrand geparkten Motorrad, ein silberfunkelndes Modell der Luxusklasse, während zwei Männer ihm folgten. Der erste erinnerte ihn daran, dass er mit seinen Zaubernummern fest auf einer Jubiläumsparty seines Cousins eingeplant sei, jetzt in zwei Tagen. Der andere wollte sich einen Termin bestätigen lassen, um ihn

mit seinem Motorrad in seiner Werkstatt aufzusuchen.

Beide nannten ihn René.

Alles war geklärt. Der Schwarzhaarige brauste davon.

Hatte sie es richtig verstanden, so betrieb der Mann namens René eine Motorradwerkstatt.

Sie erkundigte sich bei den Männern. Sie suche nach einem Fachmann für Motorräder, für eine eigene längst fällige Reparatur, vielleicht auch für den Kauf eines neuen.

Die Männer berieten sie gern. Sie schlugen hohe Töne des Lobes auf die Werkstatt an, einen Kreis um bildend kommentierte jeder die Kommentare des andern, alle waren sie jetzt Spezialisten in Fragen von Motorradreparaturen.

Einer schrieb ihr die Adresse der Werkstatt auf.

Vom Fahrrad aus winkte sie freundlich zurück.

Ja, sie hatte die Spur.

Sie war ihr einfach so in die Hand gewandert.

x x x x

Rebekka saß am Fenster ihres Dachbodenzimmers, starr, wie zusammengefallen.

Stella setzte sich zu ihr.

Nur ein flüchtig streifender Blick. Dann wandten sich Rebekkas Augen wieder dem Fenster zu.

„Glaubst du, dass ich schuld bin am Tod von Lenny?“

„Der Tod von Lenny?“

„Ja. Lenny ist tot.“

Ich weiß es längst.“

Im abendlichen Dämmerlicht des Dachbodens schien jetzt alles bedrückend und eng.

„Rebekka, ja.“

Ich habe am Sonntag an ihrem Grab gestanden. Es befindet sich nur wenig entfernt vom Grabstein unserer Eltern.“

Rebekka reagierte nicht.

Der Dachboden wurde noch enger. Sein Gebälk schien auf die Schultern zu drücken.

„Warum meinst du, du könntest schuld sein an ihrem Tod?“ fragte Stella.

„Vielleicht dass ich für sie hätte kämpfen müssen.“

Dass wir zu früh aufgegeben haben, nach ihr zu suchen.“

„Dann wäre es unsere gemeinsame Schuld.“

Wie siehst du meine Schuld? Ich habe euch allein zurückgelassen - als ich mit dem Wagen davonfuhr.“

„Um Hilfe zu holen.“

„Deshalb, ja.“

Rebekka! Du hattest zwei starke Männer gegen dich! Und man hat dich gewürgt.

Wie hättest du kämpfen sollen für Lenny?“

Auf Rebekkas Gesicht lag unverändert eine steinerne Starre, sie war unnahbar.

„Rebekka, was ich dir erzählen will:

Ich habe jenen Mann erneut getroffen.
Er stand mit einigen anderen Männern vor einer Im-
bissbude.

Doch sein Name ist nicht Boris.

Er heißt René.“

„Er heißt René?“

„Was nichts besagt.

Er könnte uns damals einen falschen Namen ge-
nannt haben.

Oder er lebt jetzt unter einem anderen Namen.

Er betreibt eine Motorradwerkstatt am Rand der
Stadt. Ich habe die Adresse.“

Eine heftige Erregung hatte sie bei diesen Sätzen
erfasst. Die alte Trauer, der alte unsägliche Zorn.

„Rebekka, ich habe unseren Schwur nicht verges-
sen. Jetzt denke ich täglich daran.

Er und sein Kumpel haben Lenny ermordet.

Durch sie haben wir auch unsere Eltern verloren.
Vater hätte nie zu trinken begonnen, Mutter wäre nie
depressiv geworden. Wir haben ihren langsamen
Verfall ansehen müssen. Ihr Leben war zerstört.

Auch dein Leben haben sie zerstört. Du hast über
Jahre therapeutische Hilfe gebraucht, du hast immer
wieder Zeiten in der Anstalt verbracht.

Und auch ich -“

„Immerhin: Dir ist es doch wieder gelungen,
manchmal einen Mann zu lieben.“

„Rebekka, ich habe es nicht unbedingt als die gro-
ße Seligkeit erlebt, die du dir dabei vorstellen magst.

Was man sich wünscht: dieses tiefe Verstehen – es geschieht nicht wirklich. Ich habe es jedenfalls selbst bisher nie wirklich erlebt.

Für einige Augenblicke glaubt man daran, ganz zu Beginn. Dann spürt man das Fremdsein. Man spürt es so stark, dass es verletzt. Dann zieht man es vor, wieder ganz für sich selbst zu sein und geht seiner Wege.

Was mich am meisten traurig macht: Ich errichte diese Mauer auch in mir selbst. Es liegt nicht allein daran, immer den falschen Mann zu treffen. Das habe ich allmählich begriffen. Es gibt diese Furcht: sich ganz zu öffnen und wie schutzlos zu sein.“

Rebekka sah sie jetzt lange an. Es war wie der Blick eines Kindes, das Mitleid zu spüren versucht.

„Sieh es nicht so, Rebekka, dass ich ängstlich und verschlossen geworden bin. Du hast viel mehr gelitten, viel mehr als ich.

Dass Lenny tot ist – seit wann weißt du es?“

„Schon lange. Sehr lange. Eigentlich schon seit Beginn.“

„Rebekka! Fall nicht in die alte Traurigkeit zurück! Es hilft dir nichts.

Du hast mir gesagt, dass du ein neues Leben beginnen willst.

Du willst es doch?“

Rebekka nickte.

„Ich werde die Spur zu René verfolgen.

Gleich morgen.

Es ist unser Schwur.“

„Er ist es, wir wissen es beide.“

Rebekkas eingefallene Gestalt hatte plötzlich etwas Hexenähnliches.

„Er ist attraktiv – der Mann.

Er hat dich verzaubert, damals. So hast du gesagt. Gib acht!“

Jetzt lag etwas Hexenhaftes sogar in Rebekkas Stimme.

Stella schüttelte sich.

„Rebekka! Absurd! Du meinst - -

Nach allem was er uns angetan hat!“

Rebekka saß klein und zusammengefallen auf ihrem Stuhl, wie frierend. Das Hexenähnliche war wieder fort.

Stella rückte näher und umarmte sie. Es war wie der Versuch, etwas von der eigenen Wärme, vielleicht auch Lebensfreude in ihren Körper überwechseln zu lassen.

„Du hast mich gefragt, ob ich diesmal bleiben werde.

Ich kann es dir nicht sicher sagen, Rebekka.

Doch im Moment habe ich eine Aufgabe.

Hier.“

Der Mann in der Werkstatt

Bei der Werkstatt handelte es um einen ehemaligen Bauernhof, das schon etwas marode und brüchig wirkende Gebäude war in Hufeisenform angelegt, die zwei Seitenflügel bildeten einen großen Innenhof.

Zwei breite Feldwege führten auf das nun nicht mehr bestellte Ackerland, davor war eine Rampe errichtet in einer Höhe von fast vier Metern. Stella erkannte den Mann, den die Männer am Kiosk „René“ genannt hatten. Er übte auf dieser Rampe mit seinem Motorrad einen gefährlichen Stunt ein. Die Motorrad heulte auf, dann lenkte er es auf die Rampe und sie schoss mindestens acht Meter weit durch die Luft, bis sie hart wieder auftraf.

Stella hatte ihr Fahrrad abgestellt. Sie beobachtete drei dieser Sprünge, der Mann schien keine Notiz von ihr zu nehmen, jedes Mal erhöhte er noch das Tempo, immer lauter heulte seine Maschine auf, immer wieder mit krachendem Aufschlag.

Er hatte sie längst gesehen.

Er fuhr auf sie zu.

Jetzt stand er vor ihr und entfernte den Helm. Kühl lächelnd.

Stella spürte plötzlich, dass sie auf diesen Moment unzureichend vorbereitet war. Sie fühlte Unsicherheit. Ob etwas sie verraten könnte - ihr Blick, ihre Stimme? Dann besann sie sich auf ihren weiblichen

Charme Locker fragte sie, ob er ein preisgünstiges Motorrad im Angebot hätte, jemand hatte ihr seine Werkstatt empfohlen.

Man konnte durch die offenen Flügeltüren in die Werkstatt blicken. Alte Motorradmodelle, manche ohne Räder und nur noch ein Rudiment, ein riesiger Werkzeuggestisch und überall Ersatzteile, manche Winkel glichen einem Schrottplatz. Links, wie der Versuch eines kleinen Büros, ein breiter eichener Bürotisch voll gestapelter Akten. Rechts im Raum ein alter beigefarbener Kombi.

Über den Innenhof stromerten Katzen, sie zählte vier.

Er winkte sie in den linken Seitenflügel. Dort befanden sich auf einem glatten gepflegten Parkettboden drei Reihen hübsch herausgeputzter älterer und neuerer Motorräder, schwere Maschinen und leichte, auch einige Motorroller.

Er führte sie stumm an diesen Reihen vorbei, an allen Motorrädern befanden sich kleine Preisschilder, und die Preise schienen ihr moderat.

Plötzlich wandte er sich ihr zu. „Ich kenne Sie.“

Stella schrak zusammen. Doch sie hatte sich schnell gefasst. „Sie meinen von der Imbissstube, wo Sie Ihre Kartentricks vorführten?“

Doch, es hat mich beeindruckt. Diese Tricks waren verblüffend.

Sie machen auch öffentliche Auftritte?

Jemand sprach davon. Er hatte Sie zu einer Jubiläumsfeier eingeladen.“

„René“ nickte flüchtig. Sein Blick wandte sich wieder den Motorrädern zu. „Was soll es sein? Etwas Schnelles? etwas Robustes? etwas Leichtes?“

„Etwas so Mittelleichtes, Mittelschnelles. Wie man es mit dem üblichen PKW-Ausweis fahren kann. Und natürlich ein Zweisitzer.“ Damit dachte sie an Rebekka. Das Motorrad machte sie unabhängig vom Auto des Onkels.

Er zog ein hübsches mittelgroßes Motorrad hervor, das in rotem Lack glänzte. „Fährt über achtzig. Auch sonst: alles noch gut in Schuss. Erste Zulassung vor vier Jahren.

Sie wollen eine Probefahrt machen?“

Stella fühlte sich wieder überrumpelt. Sie hatte seit elf Jahren auf keinem Motorrad mehr gesessen, die Mechanik war ihr in etwa vertraut, doch eine Probefahrt könnte ein blamabler Auftritt werden.

„Die Maschine gefällt mir.

Darf ich sie mir reservieren lassen?

Sicher nehme ich sie. Doch muss ich noch einmal Rücksprache halten.“

René wiegte den Kopf, doch insgesamt war es deutlich ein „Ja“.

„Ich habe Ihre Sprünge von der Rampe beobachtet. Sie sind auch Stuntman?“

„Nur privat.

Und manchmal bei öffentlichen Wettkämpfen.“

„Es sieht gefährlich aus – ein Sprung von solch einer hohen Rampe.“

„Das soll es.

Sie wird noch höher werden.

Manche machen einen Überschlag in der Luft.

Das wird meine nächste Nummer.“

Stella blickte um sich. „Dies war einmal ein Bauernhof, wie es aussieht. Haben Sie Ihre Werkstatt schön länger hier?“

Ihre Blicke taktierten sich. Seiner war plötzlich durchdringend und dunkel. „Wenn Sie es wissen wollen: etwa zwei Jahre.“

Erneut der dunkle durchdringende Blick. Was war wichtig an einer Frage wie dieser?

Stella schwenkte wieder auf eine Geste des Charmes um, sie sagte Anerkennendes über das sauber aufgereimte Angebot der blitzenden großen und kleinen Maschinen, immerhin, diese Werkstatt war ihr nicht ohne Grund von andern empfohlen worden.

„In zwei oder drei Tage komme ich wieder und bringe das Geld. Reservieren Sie die Maschine. Reservieren Sie auf den Namen Sybille.“

„René“ zog einen Kugelschreiber hervor und vermerkte auf der Rückseite des Preisschildes „Sybille“.

„Sie werden einen Auftritt haben mit Ihren Kartentricks. Diese Jubiläumsfeier - ist es eine öffentliche Veranstaltung? Ich frage: Darf jeder teilnehmen?“

„Ein Geschäftsjubiläum. Auch gute alte Kunden sind eingeladen. Das wird keiner so genau kontrollieren.“

„Machen Sie noch anderes – außer Kartentricks?“

„Ein paar simple Kartentricks wären nichts. Die Leute würden sich langweilen. Kommen Sie. Dann können Sie sich ein Bild machen.“

„Ich bin eingeladen?“

Sie lachte ihm offen und mit Charme ins Gesicht.

„Wo findet es statt?“

Er nannte ihr die Adresse.

Wieder taxierten sie sich mit Blicken.

Ihrer suchte locker nach seiner Stirn, nach seinem Haaransatz. Doch dies leicht lockige ins Gesicht fallende Haar versperrte den Blick darauf.

„Nicht doch eine Probefahrt?“

Ich starte die Maschine für Sie, wenn Sie möchten.“

Plötzlich heulte das Motorrad unter ihm auf. Er fuhr hinaus auf den Innenhof. Er steuerte direkt auf die Rampe zu.

In letzter Sekunde zog er mit einem leichten Ruck an ihr vorbei. Doch jetzt beschleunigte er die Maschine rasant. Er entfernte sich hundert Meter über den Acker.

Mit derselben Geschwindigkeit kehrte er wieder zurück.

„Schnurrt brav vor sich hin, der kleine Feuerstuhl,“ sagte er beim Absteigen. „Ich erlasse Ihnen vom Preis zehn Prozent.“

„Oh! Ich bedanke mich! Einfach so?“

„Sie sind erst die zweite Frau, die hier ein Motorrad kauft.“

Stella bestieg wieder ihr Fahrrad und winkte zurück.

Auch „René“ winkte.

Nach zwei Minuten Fahrt wandte sie den Blick noch einmal zurück.

„René“ stand unverändert auf seinem Platz

Der Waffenschein

Mitten in der Nacht schreckte Rebekka mit einem Schrei von ihrem Bett auf. Sie hatte Schweiß auf der Stirn.

Stella lief zu ihr, legte ihr sanft und tröstend den Arm um die Schulter.

Plötzlich brach sie in ein heftiges Weinen aus.

Rebekka hatte geträumt. Doch sie wollte nicht davon sprechen.

Sie saßen einige Minuten schweigend, Stellas Arm verhaarte weiter auf ihrer Schulter.

„Er ist gefährlich. Er kann unberechenbar zuschlagen. Geh nicht wieder in seine Werkstatt!

Er hat Lenny erwürgt, zusammen mit Dirk, seinem Kumpel. Sie schrie. Sie drohte, sie beide zu verraten. Sie wehrte sich heftig.

Später hat er auch seinen Kumpel erschlagen. Er wird immer sagen können: Lennys Mörder war Dirk.“

„Rebekka, wir wissen es: Wir haben nichts in der Hand. Selbst wenn er es sicher ist, jener René, der sich ‚Boris‘ nennt.

Deshalb, Rebekka, hängt alles einzig an uns.

Hab keine Furcht um mich!

Ich werde nichts tun, was mich verrät.

Nur du bitte musst für immer schweigen, über das was auf der nächtlichen Brücke geschah.

Und auch über alles andere schweigen:

Dass wir ihm jetzt auf der Spur sind.

Fest versprochen?“

Rebekka nickte. Noch immer blinkten ihre Augen nass.

„Warum hast du geweint?“

„Lenny, es war wegen Lenny.

Jetzt verliere ich vielleicht auch noch dich.“

„Unsinn, Rebekka!

Du weißt, dass ich nicht leichtfertig bin.

Leg dich wieder schlafen, Rebekka.

Auch ich träume manchmal von Lenny.

Auch mich reißt es dann aus dem Schlaf.

Jetzt können wir etwas tun, Rebekka.

Doch du halte still, bis ich dir sage, dass ich dich brauche.

Vielleicht wirst du schließlich noch etwas Wichtiges tun müssen.

Du wirst es dann wissen.

Doch jetzt leg dich wieder und schlaf!“

Am Vormittag des nächsten Tages rief Stella Hannes an, einen Mann, den sie aus ihren späteren Schuljahren kannte. Einmal war er ihr Tanzpartner in einem gemeinsamen Jugendtanzkurs gewesen. Dann luden er und seine Familie, die die Wochenenden oft in der nahen Schweiz verbrachten, sie einige Male zum Skifahren ein.

Der Vater und der Onkel betrieben in Basel eine Kunstschmiedewerkstatt, nach Abschluss der Schule begann Hannes dort eine Lehre. Der Kontakt war seit über zehn Jahren abgebrochen. Doch sie besaß noch seine Handynummer.

„Hannes. Ich bin es, Stella.

Du erinnerst dich?“

„Oh – Stella! Ja, natürlich.“

„Du hast mir damals die alte Schmiedewerkstatt deines Vaters gezeigt. Existiert sie noch?“

„Ich arbeite dort.

Natürlich erinnere ich mich, an alles, genau. Auch an unsere Skifahrten.“ Er sprach mehr als früher mit einem Schweizer Akzent und vielen Rachenlauten.

„Auch dein Onkel ist noch dabei?

Du hast mich einmal in den Nebenraum mit den Waffen geführt. Es war sehr eindrucksvoll, genauso wie die Schmiedewerkstatt. Auch dein Onkel hat noch seinen Laden?“

„Den mit den Waffen?

Natürlich.“

„Hannes, ich möchte dich wieder einmal besuchen.“

Ein erstauntes Schweigen hing in der Luft. „Jederzeit,“ sagte er schließlich. Sie spürte eine kleine freudige Erregung in seiner Stimme.

„Gut, ich komme gleich morgen einmal vorbei. Ist es dir recht?“

„Unbedingt.“ Wieder vibrierte die kleine Freude in seiner Stimme. Nein, er hatte Stella nicht vergessen. Und es war eine kleine Trauer für ihn, das wusste sie, als sie damals aus seinem Leben verschwand.

x x x x

Es gab da diese kleine Mappe, in der Stella die Papiere ihres Vaters und eine Reihe von Fotos aufbewahrt hatte. Außer diesen Fotos enthielt sie seinen Ausweis, seinen Pass, seinen Führerschein, eine Ehrenurkunde, einige Briefe und einen Waffenschein.

Der Verlust des Vaters hatte sie damals schwer getroffen, mehr als der Verlust der Mutter, die nicht ihre leibliche war. Doch darin lag nicht der Grund. An die leibliche Mutter, die früh aus ihrem Leben verschwand, hatte sie kaum noch eine Erinnerung. Diese zweite Mutter jedoch war ihr in ihrer kühlen Wesensart immer sonderbar fremd geblieben. Sie brachte die fast gleichaltrige Rebekka mit in die Ehe, und das war doch wieder ein Glück. Rebekka war die sanfteste Schwester, die sie sich hätte wünschen

können. Sie kannte keinen Streit, keine Eifersucht, keinen Ausbruch von Zorn.

Als nach dem tödlichen Unfall und der Beerdigung die Wohnung der Eltern aufgelöst werden musste und Stella ihre beruflichen Pläne weiter im Ausland verwirklichen wollte, entschied sie sich vor den Tagen der Abreise, eine kleine Erinnerungsmappe anzulegen – in einem Umfang, wie er ihrem Reisegepäck eben zugemutet werden konnte.

Sonderbarer Weise gab es unter den Papieren des Vaters auch diesen Waffenschein. Stella hatte nie eine Waffe in der Wohnung der Eltern gesehen, und der Vater hatte auch nie ein Kapitel seines Lebens erwähnt, in dem Waffen für ihn eine Rolle spielten. Ob er einmal als junger Mann einem Sportschützenverein angehörte? Dieser Waffenschein war ein Rätsel, er passte nicht so wirklich zu Vaters Wesensart, und doch war er da.

Und Stella hatte ihn so selbstverständlich wie die anderen Papiere in ihre Mappe gelegt.

Ein Waffenschein, ausgestellt auf den Namen des Vaters.

Der Schein sah sie an. Fremd.

Und doch: Er hatte etwas in ihr geweckt.

Der Mann mit den sieben Leben

Stella erwähnte gegenüber Rebekka den offenen Partyabend, mehr beiläufig, Rebekka erklärte wenig später, dass sie unbedingt mitkommen wolle. Der Onkel war noch einmal bereit, ihnen das Auto zu überlassen.

Allerdings, Stella war der Meinung, auch Rebekka müsse sich dafür in ihrem Aussehen etwas verfremden, und in jedem Fall wäre es besser, dort wie zwei unabhängige Personen zu erscheinen und nicht am selben Tisch Platz zu nehmen.

Ihre Haare wollte Rebekka nicht umfärben, doch sie war bereit, eine alte Hornbrille aufzusetzen und ihre Haare zu einem Zopf zusammenzubinden.

Sie besahen sich im Spiegel, belustigt. Rebekkas Stimmung hatte sich wieder aufgehellt.

Die Party fand auf einem großen Gartengrundstück mit Blick auf die hintere Front einer weißen Villa und einer breiten Marmorterrasse statt, tatsächlich kontrollierte niemand den Einlass. Von Baum zu Baum spannten sich Schnüre mit Lampions, insgesamt gab es vier kalte Büffets, alle schwer mit Kulinarischem beladen, die Party war bereits gut besucht und eine Kapelle spielte flotte Jazzrhythmen.

Stella und Rebekka streiften getrennt über das Gelände, naschten von den kalten Büffets, keiner der Leute, die meist in kleinen Grüppchen herumstanden

oder auf Gartenstühlen saßen, sprach sie an und zog sie in eine Unterhaltung.

Dann war es so weit: „Rene“, diesmal in einem schwarzen Anzug, betrat die Terrasse, er führte seine Kartenkunststücke vor, die Leute quittierten jede der gelungenen Nummern mit Gelächter und Beifall, im weiteren zerschnitt er Schnüre und fügte sie wieder zusammen, ließ geschlossene Ringe zu einer großen Kette ineinander gleiten, Dinge lösten sich magisch auf und waren dann wieder erschienen.

Stella fand Rebekka an einem der wenigen Tische mit zwei Männern zusammen, es war inzwischen im Garten so dunkel, dass sie es sorglos riskieren konnte, sich zu ihr zu setzen.

Die beiden Männer, ein älterer und ein jüngerer mit melancholischen Gesichtsausdrücken und langer Nase, hatten die Vorstellung mit großer Anspannung verfolgt, sie waren beeindruckt wie kleine Jungen.

Der jüngere wusste noch anderes über diesen Mann: so, dass er äußerst riskante Motorradstunts durchführte. Einmal hatte jemand beobachtet, wie das Motorrad sich überschlug und unkontrolliert auf den Boden krachte. Der Kopf des Mannes schlug mit voller Wucht auf, und als der Beobachter hinlief, fand er den Mann tot, ohne irgendein Lebenszeichen. Er fuhr los, um einen Notarzt zu alarmieren. Doch als er zurückkam, saß der Mann schon wieder im Sattel und bereitete den nächsten Stunt vor.

Die Augen des Langnasigen leuchteten in Faszination. Etwas an diesem Mann war „sonderbar“, ei-

gentlich „unbegreiflich“. Er war ein „Phänomen“, ein Mensch „außerhalb jeder Norm“. Wie eine Katze sieben Leben hat oder auch mehr... Der Langnasige ließ durchblicken, dass er auch seine Zaubertricks für „echte Magie“ hielt, wenigstens einige. Er sprach mit kindlich glänzenden Augen.

Stella entfernte sich, um „René“ zu begrüßen, der sich einen Platz gleich vor der Terrasse gesucht hatte. Inzwischen spielte noch eine zweite Band, die übliche flotte Partymusik, und einige Leute begannen zu tanzen. Stella sprach „René“ ihr Kompliment aus, der zeigte außer einem flüchtigen Zucken der Mundwinkel keine Reaktion, sie fügte hinzu, in zwei Tagen werde sie mit dem Geld kommen und das Motorrad abholen.

In ihrem Kopf bildete sich unbestimmt der Gedanke, neben ihm Platz zu nehmen, da forderte ein jüngerer Mann sie zum Tanz auf. Er wartete die Antwort nicht ab, sondern zog sie einfach in Richtung der bereits tanzenden Gruppe. Stella ließ es sich gefallen, der Mann lachte sie mit breitem Mund pausenlos an, allerdings merkte sie nun, dass er schon überreichlich von den alkoholischen Getränken Gebrauch gemacht hatte und eher lallte, als dass er sprach, in direkter Nähe zu ihm wehte sie penetrant eine Fahne an und einen zweiten Tanz lehnte sie ab.

Hin und wieder blickte sie hinüber zu „René“. Sie merkte, auch er hob in ihre Richtung den Blick. Hätte er ebenfalls tanzen wollen?

Rebekka winkte sie. Ihr war plötzlich nicht wohl, sie wollte zurück nach Haus.

Wenig später saßen beide auf dem Parkplatz im Auto. Rebekka schien sonderbar verstört.

„Er ist es, Stella. Ich habe ihn auch diesmal ganz klar erkannt.“

Stella, wir sollten uns nicht einlassen auf diesen Mann. Wenn er vielleicht wirklich...

Vielleicht kann er Dinge, die außergewöhnlich sind. Vielleicht verfügt er über unbekannte Kräfte und Fähigkeiten.

Du hast gehört, dass er stirbt und dann doch plötzlich wieder am Leben ist...

Er könnte auch damals...

Wir hielten ihn für tot. Doch in Wirklichkeit hat er die Schlucht einfach wieder verlassen.

Er kann gar nicht sterben.“

Die Kommentare des Langnasigen hatten bei Rebekka einen Nerv irrationaler Ängste getroffen.

„Rebekka, jeder kann sterben.“

„Er hat immer wieder ein neues Leben. Du hast es gehört.“

Er kann übernatürliche Dinge. Er kann etwas verschwinden lassen und es dann wieder herzaubern.“

„Du glaubst bei ihm an echte Magie?“

„Es wäre möglich.“

Stella, dieser Mann ist nicht zu fassen. Wir sollten uns nicht ein zweites Mal auf ihn einlassen.

Es ist aussichtslos.“

Stella versuchte einen Witz zu machen. „Du hältst ihn für etwas wie einen Zombie – so jemanden mit einem ‚Scheinkörper‘, der nicht zu töten ist?“

„Stella, ich habe Angst.

Um dich, um uns beide.

Alles ist möglich.

Es gibt so viele Dinge, die für unser normales Begreifen ein Rätsel sind.“

Rebkkas Stimme zitterte, ihr Mund begann zu speicheln: ein verängstigtes hysterischen Kind. So hatte Stella sie nie erlebt.

„Rebekka!“ Stella gab ihr einen Stoß gegen die Brust. „Werde wieder normal.

Das sind fixe Ideen in deinem Kopf.

Alles Blödsinn! Vergiss es!“

Sie startete das Auto.

Sie bemerkte plötzlich, dass Rebekka erneut in Tränen ausgebrochen war. Sie verbarg ihr Gesicht hinter einem Taschentuch.

„Rebekka! Es gibt keine Menschen in ‚Scheinkörpern‘. Der Mann ist real, wie du und wie ich.

Doch ich sagte dir schon einmal: überlass es mir, mich weiter darum zu kümmern.“

„Was willst du tun?

Ihn töten?“

„Er darf nicht ungestraft davon kommen.

Das war unser Schwur.“

Das Geheimnis der Schlucht

Am nächsten Morgen stieg Rebekka in die Bahn und fuhr in die Schweiz, den Pass des Vaters bei sich, seinen Waffenschein und eine handgeschriebene Vollmacht.

In der alten ihr gut bekannten Kunstschmiedewerkstatt arbeiteten drei Männer, der Vater von Hannes, ein junger Schmiedemeister und Hannes selbst: ein stämmiger, untersetzter Mann, pausbäckig, mit kleinen runden Augen; kein Adonis-Typ.

Der Vater konnte sich noch gut an Stella erinnern, er erkundigte sich nach ihren Eltern, und Stella gab freundlich zur Antwort, den beiden gehe es gut.

Im Blick von Hannes lag erneut eine kleine freudige Aufregung, er führte sie in der Werkstatt herum, von einem Schmiedehandwerksstück zum anderen, fertigen und noch in Arbeit befindlichen: Gartentore, Gartenskulpturen, Balkongeländer, alles mit gutem Kunstgeschmack ausgeführt.

Sie winkte ihn schließlich zur Tür.

Sie präsentierte ihm Ausweis und Waffenschein des Vaters und eine handgeschriebene Vollmacht, mit der er sie hergeschickt hatte.

Sie sollte eine Waffe für ihn besorgen.

Das Gesicht von Hannes verzog sich in Ernüchterung, ihr Anliegen war eine Waffe aus dem Waffenladen des Onkels, wie er begriff, und Hannes schüttelte sogleich bedauernd den Kopf.

„Mein Onkel liegt zurzeit im Krankenhaus. Eine komplizierte Knieoperation. Er wird frühestens in zwei Wochen zurück sein.“

„Und der Laden ist solange geschlossen?“

„Leider ja.“

Er hat seine Stammkundschaft. Und denen allen hat er Bescheid gegeben.“

„Du selbst könntest den Laden nicht aufschließen? Einfach so für den Verkauf einer einzigen Waffe? Aus alter Freundschaft?“

„Du willst diese vierzehn Tage nicht warten...?“

Sie lächelte ihn gewinnend an, es wirkte, Hannes kratzte sich am Hinterkopf, wie um einen hilfreichen Gedanken hervorzuziehen.

„Möglicherweise könnte ich etwas arrangieren.“

Doch nicht sofort.

Ich müsste vorher den Onkel sprechen.

Ich fahre ihn morgen besuchen.“

„Sage ihm, dass unsere Familien alte Bekannte und Freunde sind.“

Und du mein ganz persönlicher Freund. Auch wenn viel Zeit inzwischen verstrichen ist.“

Die Augen von Hannes glänzten auf.

„Wir werden etwas arrangieren.“ Er nickte mit Überzeugung. „Ruf mich übermorgen wieder an!“

Sie streichelte ihm leicht über die Wange.

Seine roten Wangen leuchteten noch etwas roter.

Sie ging und winkte noch einmal zurück.

Es verfolgte sie ein sehnsuchtsvoller Blick.

X X X X

Sie hatte sich in der Stadt vor Abfahrt des Zuges einen ellbogenlangen Spaten besorgt.

Es begann eben dunkel zu werden, als sie mit dem Fahrrad an der Straßenbrücke über der Waldschlucht eintraf.

Sie musste sich endlich Gewissheit verschaffen.

Sie konnte sich an die Stelle des Metallkreuzes gut erinnern. Sie fand es rasch. Sie zog den Spaten aus der Plastiktüte und begann zu graben.

Sie tat es nach allen Richtungen.

Zweimal stieß sie auf etwas Hartes. Doch es war nur eine Wurzel.

Dann erneut ein Widerstand. Diesmal hart. Sie buddelte fieberhaft. Dann hatte sie einen Armknochen freigelegt.

Sie buddelte sich fort bis zum Schädel.

Es war genug.

Hier lag ein Skelett. Über der Brust gab es verwesende Stoffreste.

Kein Zweifel mehr:

Der damals in die Schlucht Geworfene war ein Toter.

Leute tauchten auf der Brücke auf. Sie hatten ihr Auto verlassen, Witze reißend und lachen lehnten sie am Brückengeländer.

Stella verkroch sich in einer Reihe von Büschen.

Die Leute fahren wieder davon.

Stella kehrte zurück zum Skelett.

Hier lag ein Toter.

Sie bedeckte die Knochen wieder mit Erde und Laub.

Sie stellte das Kreuz an seine alte Stelle zurück.

Wer hatte es aufgestellt?

Jemand kannte das Geheimnis unter dem Boden dieser Schlucht.

Der doppelköpfige Drachen

Am folgenden Vormittag, wieder war es ein sonniger Herbsttag, fuhr Stella mit dem Fahrrad erneut zur Motorradwerkstatt „Renés.“

Sie stellte ihr Fahrrad ab. Sie sah ihn nicht im Innenhof, nicht bei der Rampe.

Die Flügeltüren zur Werkstatt standen halb offen. Auch in der Werkstatt war niemand.

Sie ging zur Tür des linken Seitenflügels mit den verkaufsfertigen Modellen. Die Tür war verschlossen.

Auf der rechten Seite der Werkstatt stieß sie auf zwei weitere Türen.

Die eine führte in eine kleine Kammer mit einem Waschbecken und einem winzigen Tisch, an der hinteren Seitenwand stapelten sich Kästen mit Flaschen: Weinflaschen, wie die Etiketten es anzeigten.

Sie wandte sich wieder der Tür zu. Ihr Blick verfiel sich an drei auf der Innenseite befestigten Fotos.

Ungläubig trat sie näher. Zwei dieser Fotos zeigten zwei junge Männer, die in die Kamera lachten, beide hatten sie glänzendes schwarzes Haar, beide trugen sie dunkle Lederjacken, ein drittes Foto zeigte zwei schwarzhaarige Jungen, diesmal war der eine einen halben Kopf größer.

Die Gesichter der jungen Männer glichen sich in verblüffender Art. Man musste sehr genau schauen, um überhaupt einen Unterschied zu erkennen.

Dies waren zweifellos Brüder.

Stella kämpfte mit ihrer Verwirrung, sie nahm auf der Kante des kleinen Tisches Platz. Da fiel ihr ein kleines Schubfach darunter auf.

Kugelschreiber, Wachskerzen und ein Feuerzeug. Dazwischen ein schmaler Karton.

Stella öffnete ihn. Wieder Fotos, eine größere Menge davon.

Sie erstarrte aufs Neue.

Eins dieser Fotos zeigte die beiden jungen Männer in Rückensicht.

Sie trugen die gleichen Lederjacken, jede hatte den doppelköpfigen Drachen auf seinem Rückenteil.

War dies die Antwort?

Der Mann in der Werkstatt trug tatsächlich den Namen „René“. Der Bruder von Boris. Er hatte mit den Ereignissen jener Nacht nichts zu tun.

Doch es gab auch eine andere Version. Sie war dunkel: Boris lebte. Er lebte weiter unter dem Namen des Bruders. Und sie hätten damals den Falschen tödlich überrollt.

Ein Gedanke, der ihr noch immer irrwitzig erschien, und doch war es möglich. Das blutig verschrämte Gesicht, das der Tote bot, konnte ihnen keinen Hinweis geben, schon gar nicht im Dunkel der Nacht.

In fester Überzeugung hatten sie einen Mann namens Boris überrollt, der ein gefährlicher Gewalttäter war, und sie hatten sich durch den blinkenden Gegenstand in seiner Hand, den sie für eine Pistole hielten, erneut bedroht gefühlt.

Sollte es doch anders sein?

Sie griff eines der Fotos, das die beiden Gesichter direkt nebeneinander zeigte und steckte es ein. Unter diesen mehr als dreißig Bildern würde der Verlust eines Bildes nicht auffallen.

Ein Geräusch aus der Werkstatt.

Die Schritte entfernten sich auf den Innenhof.

Stella schlüpfte eilig aus ihrer Kammer und schloss die Tür.

Im selben Moment stand „René“ in der offenen Außentür seiner Werkstatt.

Er starrte sie wortlos an.

Stella machte eine winkende Bewegung und deutete auf die Tür des linken Seitenflügels. Dafür war sie hier: das für sie reservierte Motorrad abzuholen.

„René“ verstand. Er nickte und ging ihr voran.

Jetzt standen sie wieder vor der Reihe der blitzend aufpolierten alten und neuen Modelle.

Er schob das rote Motorrad aus dieser Reihe hervor und auf sie zu, es nochmals kurz musternd.

„Ich zahle in bar,“ sagte sie.

Er winkte sie in die Werkstatt zurück, wo sich sein „kleines Büro“ befand, der große eichene Schreibtisch mit Schubladen und Seitenfächern und den darauf gestapelten Prospekten und Akten

Er nahm Platz. Er füllte den Kaufvertrag aus, setzte die Summe ein und bat um ihre Unterschrift.

Stella unterschrieb: „Sybille Weider.“

Er zählte die Geldscheine nach.

„Sie müssen die Maschine innerhalb von drei Tagen anmelden,“ sagte er.

Stella nickte. „Auch die Versicherung ist inzwischen geregelt.“ Dies hatte der Onkel für sie erledigt, er war dem Kauf eines solchen Motorrrads zugetan, deutete es doch an, dass Stelle die Absicht hatte, hier länger zu bleiben.

„Ich gratuliere noch einmal zu Ihrem Auftritt auf der Party,“ sagte Stella. „Ich liebe es solche Tricks zu sehen. Wie es mich gleichzeitig ärgert, wenn ich nicht begreife, wie es funktioniert.“

Sie ließ all ihren Charme sprühen. „Wenn ich nur um einen einzigen Trick bitte – den mit dem Kartenset und der immer wieder darin gefundenen Karte – Sie würden ihn mir verraten?“

René schüttelte den Kopf. Er öffnete eine Schublade, zog ein Kartenset hervor, reichte es ihr stumm und ließ sie wie damals am Kiosk eine Karte ziehen.

Sie tat es, steckte die Karte zurück.

Er mischte. Nach nochmals einigen Sekunden hatte er die von ihr gewählte Karte in der Hand.

Stella bat um eine Wiederholung.

Er blickte auf. Schüttelte dann erneut den Kopf. „Jeder Zauberer leistet einen Eid auf Verschwiegenheit.“ Er lächelte kurz und packte das Kartenset zurück in die Schublade.

Stella wiegte bedauernd den Kopf, während ihr Blick doch weiter an seinen hing. Sein Lächeln, so flüchtig es war, hatte sie mit einer kleinen Verzauberung berührt, sie konnte an diesem ebenmäßigen attraktiven Gesicht nichts Finsteres entdecken.

War es René?

Wieder trafen sich die Blicke. Durchs „Renés“ Gesicht lief ein leichtes Zucken, es verriet einen Moment der eigenen Irritation. Er erhob sich.

Er wies auf das Motorrad: „Wollen Sie gleich los?

Sie können auch zuerst ein paar Proberunden hier fahren.“

Dies war der Moment, den Stella weiterhin fürchtete. Sie hatte seit elf Jahren auf keinem Motorrad mehr gesessen. Das Prinzip des Kuppelns und Gasgebens war das gleiche wie das eines Autos. Und doch: Hier gab es am Lenker einen Baudenzug für die Kupplung im Zusammenspiel mit einem etwas sperrigen Schalthebel für den Fuß und das Gasgeben erfolgte mit einer Drehung am rechten Griff.

Der erste Versuch fiel so kläglich aus, wie sie es erwartet hatte. Das Motorrad hoppelte einige Meter, dann war es abgesoffen.

Sie startete ein zweites Mal. Ein drittes Mal und ein viertes Mal. Jedes Mal gelangen ihr nur einige

Meter, das Motorrad hoppelte und soff ab, beim letzten Versuch schaffte sie immerhin eine Strecke bis vor die Rampe.

„René“ verfolgte es amüsiert. „Wollen Sie den Sprung von der Rampe probieren?“

Dann geschah es: Er sprang auf den Sitz hinter ihr, griff den Lenker durch ihre Arme hindurch, startete das Motorrad neu und ließ es dann losbrausen.

Er jagte über den Acker, der immerhin von einigen glatten furchenbreiten Wegen durchzogen war, kehrte zur Rampe zurück, fuhr darauf zu, Stella schrie auf, in letzter Sekunde drehte er ab und ließ die Maschine erneut über den Acker jagen.

Der warme Herbstwind flatterte in ihren Haaren, die klare Mittagssonne ließ das Metall hell silbrig, fast gleißend auffunkeln, sie spürte seinen Rücken dicht auf ihrem, auch ihre Hände berührten sich, er regierte das Motorrad mit starkem männlichen Griff, jeder Muskel spielte mit dieser Technik ein souveränes Spiel.

Er lenkte die Maschine auf die nahe Landstraße zu.

Er beschleunigte auf ein oberstes Limit, dann bog er auf einen breiten Waldweg ab, mit nur wenig gedrosselter Geschwindigkeit.

Er jagte diesen Waldweg entlang, der jetzt wellig und uneben wurde und unberechenbare Sandinseln hatte, jede Gefahrenstelle trickste er mit geschickten Manövern aus. Nun allerdings wurde der Waldweg abschüssig, eine Astgabel brachte die Maschine ins

Schleudern, wieder fing er es mit einem trickreichen Manöver auf, der Wechsel von Höhen und abschüssigen Wegstrecken häufte sich, erneut geriet die Maschine ins Schleudern, Stella schrie auf.

Ihr war es genug. Sie schrie. „René“ in ihrem Rücken lachte. Er gab wieder Gas und scherte in einen anderen Waldweg ab. Der war noch schmaler, „René“ ließ die Maschine aufheulend über Äste und Grasinseln springen, tanzen, schleudern, die Maschine unter ihnen war wie ein Tier, in einer besinnungslosen Jagdlust gefangen.

Stella schrie. Sie griff nach dem Schlüssel, riss ihn mit Wut aus dem Lenkschloss. Der Motor tuckerte, dann war er still, die Maschine rollte allmählich aus. Dann stand sie still.

„René“ stieg ab, mit verfinstertem Gesicht.

Stella sah in diesem Moment Boris – wie sie ihn von jener Nacht in Erinnerung hatte. Ein böser, gewalttätiger Schimmer lag in seinen Augen.

Dies war Boris. Sie spürte, dass sie zitterte. Sie waren in diesem Wald, allein.

Der Mann ließ einen fluchenden Laut hören.

Er war wie ausgetauscht. Der Mund verzog sich in kaltem Spott.

Stella zitterte.

Er wies hinter sich. Er wollte ihr anzeigen, dass dieser zweite schmalere Waldweg direkt zurück auf die Landstraße führte. Und jetzt sah sie fern hinter den Stämmen ein Stück Asphalt schimmern.

Er hätte sie einfach dorthin zurückgefahren; zurück zu seinem Werkstattgelände.

Er winkte flüchtig und ging. Ließ sie mit ihrem Motorrad stehen.

Stella wartete, bis er ganz hinter den Stämmen verschwunden war.

Noch immer zitterte sie.

Hatte sie sich grundlos in eine lächerliche Hysterie ziehen lassen?

Sie schob die Maschine den Waldweg entlang bis auf die Landstraße.

Plötzlich merkte sie, dass das vor Tagen neugekaufte Seidentuch nicht mehr um ihren Hals lag.

Wo hatte sie es verloren?

Sollte sie auf die Waldwege zurück und es suchen gehen?

Diesen Aufwand war es nicht wert.

Sie startete das Fahrzeug erneut. Sie beschränkte sich auf eine Schneckenfahrt im ersten, dann im zweiten Gang, über viele hundert Meter hin, die Maschine gehorchte ihr immer besser, sie wagte einen Versuch mit dem dritten Gang, jetzt näherte sie sich der Geschwindigkeit eines galoppierenden Pferdes, und zwischen zweitem und drittem Gang wechselnd setzte sie diese Heimfahrt fort.

Sie sehnte sich danach, Rebekka gegenüberzusitzen, in der freundlichen Dachzimmerwohnung, einen gemeinsamen Kaffee oder Tee mit ihr zu trinken.

Doch Rebekka war nicht zu Haus.

Die Tante hatte sie am Mittag gehen sehen. Rebekka hatte ihr nicht, wie sie es sonst immer tat, einen Grund genannt. Sie hatte ihre Tasche geschultert und war hinaus auf die Straße verschwunden.

Stella fand ein Pendel auf Rebekkas Tisch. Daneben lagen Kristalle und jenes Buch, das Stella inzwischen selbst gut kannte. Es hatte den kuriosen Titel „Das Buch der tausend Antworten“. Rebekka besaß es schon viele Jahre, und sie zog es häufig zu Rat. Auf jede Seite war eine Antwort gedruckt, manchmal ein Satz, manchmal waren es zwei, man konzentrierte sich auf eine Frage, schlug das Buch an einer beliebigen Stelle auf und las die dort gedruckte Antwort.

Rebekka war überzeugt, dass man nie aus Zufall die eine oder die andere Seite aufschlug.

Ein Lesezeichen lag in dem Buch. Offenbar war es die von Rebekka aufgeschlagene Seite.

Stella las: „Bleib deinem Versprechen treu. Tu, was du tun musst.“

Die nie heilende Wunde

Es wurde Nacht.

Rebekka kehrte nicht heim.

Stella hielt das Foto in der Hand, und immer wieder bohrte sich ihr Blick forschend in die Gesichter.

Sie nahm eine Lupe zur Hand. Die Unterschiede blieben minimal.

Das Bild der beiden Männer korrespondierte sonderbar mit einem anderen, das sich direkt über Rebekkas Bett befand:

Zwei lachende Mädchenköpfe lehnten da aneinander, ihrer und der Rebekkas.

Sie meinte sicher, den Mann identifizieren zu können, den sie jetzt kannte, unter dem Namen „René“. Er befand sich rechts auf dem Bild.

War der andere Boris?

Sie versuchte mit aller Macht, dem Erinnerungsbild von damals Leben zu geben.

Doch die Bilder verwirbelten. Sie erzeugten zunehmend ein Unwetter in ihrem Kopf.

Wer war „René“? Wer war „Boris“?

Die Klarheit darüber wollte sich nicht einstellen.

Rebekka blieb aus.

Ihr Handy reagierte nicht, auch nicht nach dem achten Versuch.

Die Tante hatte inzwischen ihren Therapeuten benachrichtigt. In einer Stunde wollte man sich noch-

mals besprechen und dann vielleicht die Polizei alarmieren.

Die Tante rief Stella hinunter ins Wohnzimmer.

Sie war erbost. Jetzt konnte sie es nicht länger verbergen.

Stella hatte, gegen ihren Rat, Rebekka die Wahrheit über Lenny gesagt. Nicht ohne Grund hatte sie selbst es über Jahre vermieden.

„Pendelt sie wieder?“ fragte Stella. „Ich habe ein Pendel auf ihrem Tisch gesehen.“

„Ich fürchte es. Sie macht sich wieder damit verrückt.“ Die Tante seufzte. „Ich hätte es ihr damals endgültig wegnehmen sollen. Doch ich glaubte, sie wäre inzwischen zur Vernunft gekommen.“

Zu manchen Zeiten war es ganz schlimm. Rebekka meinte, über dieses Pendel alles erfahren zu können. Sie glaubte sogar, sie könne mit Verstorbenen kommunizieren.

Etwa mit ihren toten Eltern.

Sie glaubte sie im Himmel, jedenfalls in einer anderen Dimension, und sehr lebendig. Und über das Pendel hielt sie mit ihnen Kontakt.

Gott sei Dank fanden wir diesen guten Therapeuten, dem es gelang, ihr diesen Unfug auszureden. Tot ist tot.

Leider zerstörte er damit auch ein Stück Hoffnung für sie.

Doch sie war mit den Jahren immer mehr aus der Spur geraten. Sie hörte Stimmen, sie glaubte die phantastischsten Dinge.“

„Wo könnte sie jetzt sein?“ fragte Stella. „Gibt es eine Freundin, gibt es Bekannte, bei denen man nachfragen könnte?“

„Sie hat niemanden,“ sagte die Tante. „Ach, es steht so traurig um sie.“ Das Mitgefühl übermannte sie, sie wischte sich ihre feuchten Augen.

„Was sie braucht, ist ein netter Freund, ein Lebensgefährte.“

Ich sehe, wie sie welkt und mehr und mehr ihre Jugend verliert. Wartet sie noch lange, wird es immer schwieriger für sie.

Doch sie unternimmt nichts, um wenigstens zu suchen. Ich spreche das Thema schon nicht mehr an. Aber so oft ich daran denke, leide ich, es zieht mich in eine tiefe Trauer. Ihr Leben vergeht, nutzlos, ohne Freude.“

„Tante Klara, ich habe von Lennys Tod nicht gesprochen.“

Rebekka wusste es selbst.“

„Sie wusste es selbst?“ Die Tante schwieg eine Zeit.

„Stella. Rebekka machte eine Andeutung, du würdest noch einmal nach dem anderen Täter suchen.“

Stella, lass solchen Unsinn!

Denk auch nicht nur daran!

Es sind elf Jahre vergangen. Möglicherweise würdest du den Mann kaum noch wiedererkennen.“

Und wahrscheinlich wäre er weiter gefährlich.“

Sie öffnete ein Schubfach und griff eine Mappe daraus.

„Von dem Zweiten weißt du, man hat ihn erschlagen aufgefunden.“

Hier kannst du alles nachlesen, wenn du willst. Ich habe alle Zeitungsausschnitte gesammelt.

Auch den Bericht über Lenny.“

Ihre Stimme stockte, wieder war sie nahe davor, in ein Weinen auszubrechen.

„Es ist eine Wunde, die niemals heilt.“

Deine beiden Eltern sind nach und nach zerbrochen daran. Dies unerträgliche Warten...

Vielleicht sogar hätte es ihnen geholfen, die sichere Nachricht von Lennys Tod zu erfahren.

Die aber kam erst ein halbes Jahr danach.“

Sie hing in einer schwarzen Wolke voll Trauer.

„Wer kann solch schreckliche Verbrechen begehen?“

Wie können Menschen zu solchen Scheusalen werden?“

Stella hatte in der Mappe zu blättern begonnen.

„Ich selbst empfinde es als unerträglich,“ sagte die Tante, „dass der zweite Täter bis auf diesen Tag nicht gefasst worden ist. Dass er frei herumläuft.“

Und doch: Ich sage, Gott wird ihn seiner gerechten Strafe zuführen.

Und sonst: Es ist die Polizei, die zuständig für ihn ist.

Stella! Rebekka ist mir ausgewichen, als ich sie fragte. Ihr habt eine konkrete Spur?“

Stella blätterte in der Mappe, ohne aufzusehen.

„Liebe Tante! Du hast schwere Zeiten mit Rebekka erlebt. Im Übrigen: Ich bin dir äußerst dankbar, dass du dich so intensiv um sie kümmerst. Auch deinem Mann.“

In Rebekka ist ein Trauma zurückgeblieben, eine tiefe Verstörung.

Doch verwechsele uns Nichten nicht.

Ich selber weiß, was ich tue.“

Der Kopf der Tante verharrte in seinen Gedanken, die wohl weiterhin unruhig waren, dann entschied er sich doch zu einem einverständlichen Nicken.

Sie griff erneut nach dem Handy und wählte Rebekkas Nummer.

Nichts.

Stella ging in ihr Zimmer.

Sie hatte die Mappe bei sich, um die Zeitungsartikel zu lesen.

Doch wieder zog sie zuerst das Foto aus ihrer Tasche.

War, der sich „René“ nannte, ganz sicher René?

War es Boris?

Wäre es René, der Bruder, – alle Vergeltungsgedanken wären mit einem Schlag gegenstandslos.

Sie müsste in dem smarten Stuntman auf dem Werkstattgelände keinen Gegner mehr sehen.

Alle Ängste wären grundlos.

Und doch: Es gab da diesen Moment eines fast zweifelsfreien Wiedererkennens.

Der Blickwechsel in der Diskothek gleich wenige Tage nach ihrer Ankunft.

Dann jener andere Moment, als sie seinen Irrsinnstrip über die Waldwege beendete und ihr ein kalt funkelnder Blick in die Augen stach.

Diese Bilder – sie waren nicht einfach fortzuwischen.

Es gäbe ein mögliches Erkennungszeichen: eine Narbe auf seiner Stirn, direkt beim Haaransatz.

Die Stirnnarbe

Inzwischen hatte Rebekkas Handy erstmals reagiert.

Rebekka wollte ihren Aufenthaltsort nicht verraten. Doch sie erklärte, es ginge ihr gut und sie sei am Abend wieder zurück.

Weitere Versuche, sie anzurufen, blieben vergeblich.

Wieder war es ein sonniger Herbsttag.

Stella näherte sich mit dem Auto dem Werkstattgelände.

Ihr Fahrrad stand an den Zaun angeschlossen, wie sie es zurückgelassen hatte. Jetzt würde sie es in den Kofferraum laden.

Sie bemerkte „René“ erneut an der Rampe.

Er hatte sie um mindestens einen weiteren halben Meter erhöht. Das Motorrad flog in hohem Bogen meterweit durch die Luft.

Sie verließ den Wagen und kam mit langsamen Schritten näher, das Schauspiel nötigte ihr aufs Neue Respekt ab.

Er würdigte sie keines Blicks.

Sie winkte flüchtig. Doch er negierte es.

Zugleich spürte sie: Er hatte sie wohl bemerkt. Ihre Gegenwart motivierte ihn offensichtlich, die Gefährlichkeit seines Stunts zu erhöhen. Krachend schlug das Motorrad auf, diesmal schlingernd, fast stürzte er.

Jetzt fuhr er langsam auf sie zu. Der Motor vertuckerte, er verließ sein Fahrzeug mit souveränem gelassenem Schwung, wie ein Reiter sein altes Streitross.

Er winkte sie in Richtung der Werkstatt.

Plötzlich drehte er sich ihr zu, musterte sie aus schmalen Augenschlitzen.

„Was haben Sie in meiner Kammer gesucht?“ Er zeigte hinter sich.

„In welcher Kammer?“ Stella gab sich erstaunt.

Er ging an den eichenen Schreibtisch, öffnete eine Schublade und zog das Seidenhalstuch hervor.

Stella erstarrte.

„Es lag dort auf dem Boden.

Was wollten Sie in der Kammer?“

„Ich habe Sie gesucht.

Die Werkstatt war leer.

Also probierte ich es an dieser Tür.“

Sie war über sich selbst erstaunt, wie locker sie parierte. Oder gab es doch ein leises Zittern in ihrer Stimme?

Er verzog den Mund, sagte spöttelnd. „Haben Sie von meinen Weinflaschen probiert?“

„Von den Weinflaschen?“ Stella lachte.

Hören Sie: Ich hatte mich einfach verirrt.“

„Verirrt?“ Er schnalzte.

„Ihr Fahrrad steht noch am Zaun.“

„Genau deshalb komme ich.

Ich werde es in den Kofferraum nehmen.“

Stella hatte das Seidentuch wieder umgelegt.

„Sie sind das letzte Mal ohne Helm losgefahren.

Es war fahrlässig. Ich selbst hätte Ärger bekommen können deshalb.

Sie haben einen eigenen Helm?“

„Einen Fahrradhelm.“

„Diese Leichtware mit den Luftöffnungen?

Das ist nichts.

Kommen Sie! Ich zeige Ihnen etwas Professionelles.“

Er winkte sie an ein Regal mit Kartons. Er öffnete den ersten und zog einen runden kiloschweren Motorradhelm hervor. Innenfüterung, feste Lederriemen, rote Lackmuster. „Passend zu Ihrem Motorrad.

Sie wollen ihn aufprobieren?“

Stella setzte den Helm auf.

„Dort, ein Spiegel.“

Ein kleiner Spiegel befand sich neben dem Regal.

„Professionell“ war das richtige Wort. So sah eine Motorradfahrerin aus vor dem Sportwettkampf, vielleicht auch nur eine Motorradbraut. Der Helm war ein Luxusmodell.

„Es gibt auch leichtere Modelle.“

Er öffnete einen anderen Karton. Der Helm darin war etwas kleiner, die Muster waren grün.

Wieder machte Stella die Anprobe.

„Oder ein blauer?“

Stella stand erneut vor dem Spiegel.

Der blaue steht Ihnen, wenn ich das sagen darf.“

Sie erkundigte sich nach dem Preis.

„Ist inklusive.“

Ein Motorrad ohne Helm ist nicht vollständig.“

„Oh – ich bedanke mich!“

„Also, den blauen?“

„Sie empfehlen ihn mir?“

Er trat neben sie vor den Spiegel.

Sie sah sein Gesicht im Spiegel, und es lächelte ihr zu.

Eine Stimme pochte in ihr: Es könnte René sein, in diesem Lächeln erkannte man keine Arglist, keinen Schatten.

„Sie haben mir erzählt, dass Sie an Wettkämpfen teilnehmen?“

„Ja. Ich bereite mich eben auf einen vor.“

„Gibt es Trophäen, wenn man gewinnt?“

„Gewiss. Zweimal war ich dicht dran.“

„Ich habe jetzt zweimal ihre Stunts gesehen.“

Wenn Sie einen Pokal gewinnen – Sie könnten sich vorstellen, dass ein kurzes Portrait über Sie erscheint? in einer Lokalzeitung?

Ich bin Reporterin, Journalistin.“

„Oh, sind Sie das.

Wie heißt das Blatt?“

„Sie fragen nach einem Blatt?

Nein, ich bin noch neu in der Gegend. Doch ich knüpfe inzwischen meine Kontakte.“

„Sie sind neu in der Gegend?“ Er musterte sie dunkel.

„Ich habe die letzten Jahre im Ausland gearbeitet. Vorwiegend Kanada.“

„Kanada? Ein schönes Land.“

Er ließ den Blick über den Boden kreisen.

„Nein, besser kein Portrait.“

„Sie möchten keins?“

„Schauspieler sind prominent. Stuntmen sind nur die Hilfsleute, das Fußvolk. Keiner interessiert sich für ihre Namen.“

„Gut. Es war nur eine Frage. Ein Angebot.

Sie haben einen Bruder?“

„Einen Bruder?“

Ihr Blick glitt zur Kammer.

Er wusste es ja: Sie kannte die Tür von Innen. Sie kannte die Bilder.

„Warum fragen Sie?“

„Als Mädchen habe ich mir immer einen gewünscht – etwas älter. Und stärker.“

„Es gab einen Bruder. Ja.“

Etwas Dunkles, tief Bitteres schwang plötzlich in seiner Stimme.

„Es liegt lange zurück.“

„Was bedeutet das – lange?“

„Mein Bruder ist tot.“

Stella senkte den Blick. Sie stammelte leise ein bedauerndes „Oh!“

Sie hatte den Helm wieder abgesetzt und hielt ihn jetzt im Ellenbogen eingeklemmt.

„Ein Unfall?“

„Ein Unfall?“

Ich würde es so nicht nennen.

Er war noch jung.

Er wollte leben.“

Er blickte zu den Flügeltüren.

„Ich habe Sie kommen sehen. Kein Kombi, ein normaler PKW. Sie kommen mit dem Fahrrad zu-recht?“

„Mit dem Einladen?“

Ich muss es versuchen.“

Er nickte. Er ging ihr zum Fahrrad voran. Sie öffnete das Fahrradschloss und dann den Kofferraum.

Sie hatte die Rücksitze bereits nach vorn verschoben und für den Transport alles vorbereitet.

Er nahm ihr das Fahrrad aus der Hand und hievte es in den Kofferraum, verschob es in unterschiedliche Richtungen, doch der Kofferraum ließ sich nicht schließen.

Er bot an, einen Draht zu holen.

Stella stand im frühherbstlichen Wind.

Wäre eine der drei sprichwörtlichen Feen gekommen, einen ihrer drei Wünsche hätte sie leicht verschenkt: für jene eine Gewissheit.

Sie spürte dem Lächeln nach.

Wieder berührte es sie mit Zauber.

Konnte ein Gewalttäter so lächeln?

Es gab den einen Augenblick, in dem er sie heftig erschreckt hatte: jener „Höllенritt“ über die Waldwege.

Doch möglicherweise war es nur jugendlicher Übermut. Er war ein Könner. Er hatte die Maschine in jeder Sekunde sicher im Griff.

Er kam mit dem Draht zurück, befestigte ihn an dem hinteren Scheibenwischer und zog das andere Ende durch die Metallverankerung des Innenschlosses, der Kofferraum war nun bis auf eine halbe Armlänge geschlossen.

Er klopfte gegen den Deckel des Kofferraums. Lachte dabei, gut gelaunt. Die Verankerung des Drahts schien stabil.

„Wenn Sie noch etwas für Ihr Motorrad brauchen – etwa einen Nierengürtel, kommen Sie ruhig hier wieder vorbei.“

Ihr Lächeln begegnete sich erneut.

„Ich komme. Doch ich warne Sie,“ sagte Stella.
„Ich werde Sie wieder mit meiner Frage nerven.“

„Welche Frage?“

„Nach Ihren Kartentricks.“

„Keine Chance.“

Sein Kopfschütteln begleitete diesmal ein offenes fast spitzbübisches Lächeln, das keineswegs nein sagte, nicht rigoros wie beim ersten Mal.

„Schade dass Sie Reporterin sind.

Ich könnte eine Bürokräft brauchen.

Der viele Papierkram – oft kotzt es mich an.“

Er lächelte.

„Eine Bürokräft?

Wäre ich nicht vom Zeitungsfach, ich könnte darüber nachdenken,“ sagte Stella.

„Sie könnten?

Im Ernst?“

Wieder dies Lächeln, auf beiden Seiten versonnen, seine tiefdunklen Augen kreisten über der Erde.

„Vier niedliche Katzen haben Sie,“ sagte Stella.

„Alle zugelaufen. Wollen Sie eine?

Mich nerven sie, jedenfalls sind es zu viele.

Nehmen Sie auch zwei, wenn sie wollen.“

„Sie jagen Ihnen die Mäuse fort.

Wirklich verschenken Sie sie?“

„Nehmen Sie gleich eine mit.“

„Bei meinem nächsten Besuch.

Nein, als Bürokräft wäre ich eine Null.

Aber wollen Sie nicht doch von der Reporterin Gebrauch machen?

Ich biete es nochmals an: ein Portrait über Sie.“

„Ja. Doch dafür braucht es noch viel...

Harte, viel harte Arbeit.

Ich muss der beste von allen sein.“

„Der beste von allen?“

„Ja. Nur der Beste ist genug.“

Unwillkürlich betrachtete sie sein Gesicht mit einem Ausdruck von Rührung - wie das eines ehrgeizigen Kindes, das man in seinem überspannten Eifer doch nachsichtig lieben muss.

Er blickte auf und bemerkte es. Bemerkte diese Rührung auf ihrem Gesicht. In seinen Augen flackerte Irritation.

Die Irritation schlug auf Stella zurück, einen langen Moment. Sie lachte sie schließlich fort. Ließ ihre Augen offen und unbekümmert in seine strahlen.

War es doch René? der „wirkliche“ René? der Bruder?

Er lachte zurück. Dann zogen sich seine Pupillen zusammen. Hatte ihn etwas erschreckt?

Es war nicht zu deuten. Es hätte auch ein Erstaunen sein können. Etwas das ihn zu einer seltsamen Einkehr nach Innen veranlasste. War es Berührung? Berührung, wie sie selber es fühlte?

Immer mehr hatte sich eine Brücke von Nähe zwischen ihnen gesponnen.

Könnte es Liebe werden?

Jetzt wagte sie es. Sie streckte ihre Hand aus und fuhr damit sanft über seine Stirn - eine Geste zwischen burschikoser Annäherung und etwas Liebevolem, das doch darüber hinausging.

Er begleitete es mit einem verwunderten Zucken der Brauen. Doch er ließ es geschehen.

Spielerisch hob sie bei ihrer Streichelbewegung das in die Stirn fallende Haar.

Die Narbe.
Wie sie es doch dunkel gewusst hatte.
Wie sie es gefürchtet hatte.
Es war Boris.
Und sie würde ihn umbringen müssen.

Sie stieg in ihr Auto.

Sie sah im Rückspiegel das Werkstattgelände sich langsam entfernen.

Hätte sie es sich selbst erlaubt, sie hätte - fortgespült von einem Strom schwarzer, bitterer Trauer - für Augenblicke hemmungslos weinen können.

Doch diese Mauer unerbittlicher Härte, die sie in sich hochgezogen hatte, hielt stand.

Für keinen Moment mehr durfte sie ein Schwanken zulassen, nicht das geringste Zittern.

Nichts zulassen, was dem Wort „Liebe“ irgendwie nahe kam.

Er war es: der Mann, den umzubringen sie und Rebekka sich geschworen hatten.

Der Spürhund

Rebekka war wieder aufgetaucht.

Man hatte sie in Frankfurt in einem Warenhaus festgenommen. Man hatte sie dort bei einem Diebstahl beobachtet. Ein beklemmender, ein peinlicher Vorfall.

Jetzt hatte man sie vorsorglich wieder ins Therapiezentrum eingewiesen. Rebekka reagierte ohne Widerstand, in völliger Apathie.

Erst am folgenden Tag erhielt Stella Erlaubnis, sie zu besuchen.

Rebekka saß in der kleinen hellen von Fenstern umrundeten Nische eines langen Flurs. Sie war klar bei Sinnen. Sie lächelte etwas verschämt.

Wie Stella bereits von der Tante erfahren hatte, hatte Rebekka versucht, ein Jagdgewehr zu stehlen.

„Rebekkas, wie bist du auf diesen Blödsinn gekommen?“

„Es würde dir nie einfallen?“

„Was?“

„Dir eine Waffe zu beschaffen?“

„Wofür?“

„Das fragst du?“

Stella schluckte.

„Doch stehlen, Rebekka – so etwas kann nicht gut gehen.“

Was hast du den Leuten gesagt, wofür du sie wolltest?“

„Wofür? Ich bin doch verrückt.

Verrückte müssen sich nicht rechtfertigen für das, was sie tun. Es ist normal.

Deshalb auch sitze ich wieder hier.“

„Wir, ich und die Tante, werden dafür sorgen, dass du so schnell wie möglich wieder nach Haus kommst.

Rebekka, tu solchen Unsinn nie wieder. Vor allem: Behalte jeden Gedanken für dich, warum du es tun wolltest. Spiel die Verrückte. Dann bist du immer auf der sicheren Seite.“

Rebekka zog eine kleine schwarze Pistole aus ihrer Jackentasche.

„Schau her!

Das haben sie bei mir nicht entdeckt.

Es ist nur eine Attrappe. Doch man kann sie umrüsten auf Gas. Weißt du jemanden, der es tun kann?

Eine Gaspistole, direkt vor dem Gesicht abgedrückt, kann blind machen.

Dann hätten wir ihn in unserer Gewalt.“

Ihre Augen funkelten in giftiger Aggression, in bitterem Racheverlangen.

„Rebekka – du erschreckst mich. Wenn du die Verrückte spielst, dann musst du es doch nicht sein.“

Rebekkas Stimme erhob sich momentweise zu einem Schrei. „Wir haben es uns versprochen.

Er lebt. Er ist frei.

Lenny ist tot. Mein Vater ist tot, meine Mutter.

Er aber lebt.“

Stella legte mit dem Ausdruck verzweifelter Anspannung ihren Finger auf den Mund. Dies war der Flur eines großen Gebäudes. Lange Fluren haben überall Ohren.

Rebekka sackte in sich zusammen. War sie tatsächlich klar bei Sinnen? Ein trüber Schimmer zog sich vor ihr Gesicht.

Stella suchte ihre Briefftasche hervor, das Foto befand sich darin, sie streckte es Rebekka zu.

„Du erkennst ihn?

Welcher von beiden ist es?“

Rebekka deutete ohne Zögern auf eins der beiden Gesichter. Es war „René“, der Mann in der Werkstatt.

Stella zog einen Kugelschreiber hervor. Er malte schwarz.

„Rebekka, schau her, was ich tue!“

Sie malte ein Kreuz über das Gesicht, zweimal, dreimal, immer wieder zog sie es nach, bis es dicke Balken waren.

„Du musst es nicht tun, Rebekka.

Es ist meine Arbeit.

Vertrau auf mich, mein Versprechen.“

Rebekka nickte.

Sie hatte schon mit den ersten Strichen des Kugelschreibers begriffen.

Stella schob das Foto mit der Briefftasche in ihre Jacke zurück.

„Morgen bist du hier raus, Rebekka. Ich spreche noch einmal mit der Anstaltsleitung.“

Sie erhob sich und küsste sanft ihre Stirn.

Rebekka griff plötzlich nach ihrem Arm. „Wo gehst du hin?“

Sie wollte sie nicht loslassen. Ein kleines verlorenes hilfloses Kind.

„Rebekka, wir sind uns so nah. Du weißt, dass du mir in allem vertrauen kannst – wie ich dir vertraue.“

Sie küsste sie erneut auf die Stirn.

Ja, Rebekka, dieses kleine hilflose Kind, das einmal so friedfertige hatte doch diese dunkle Seite in sich. Dieser finstere Teil in ihr stahl Waffen und plante den Mord.

Sie waren sich beide so nah, in diesem dunklen Teil waren sie sich gleich.

X X X X

Stella fasste am Abend einen Entschluss, den sie mehrmals erwogen und immer wieder verworfen hatte.

Sie fuhr mit dem Motorrad vor die Tür jener Diskothek, die sie am liebsten für immer aus ihrem Gedächtnis gelöscht hatte. Eine Straße der Zerstörung hatte an diesem Ort begonnen.

Schließlich hatte sie den Mut einzutreten.

Während ihrer Fahrt hatte sie einige Male verwundert registriert, dass ein Wagen ihr folgte. War es lediglich Einbildung?.

Sie sah sich um, sie meinte jedes Detail zu erkennen. Die Anordnung der schmalen Tische, die Farbe der Wand, die Deckenleuchten, das Thekenlicht.

Um diese frühe Zeit war die Diskothek noch wenig besucht. Sie nahm an der Theke Platz.

Minuten später setzte sich ein Mann neben sie. Sie kannte ihn.

Es war der Rothaarige mit dem Aknegesicht. Er rückte näher an sie heran.

Ob sie von jenem Boris inzwischen eine Spur gefunden habe?

„Warum fragen Sie?“ fragte Stella zurück.

„Ich meinte, die Frage wäre von Interesse für Sie.“

Es gibt einen schlimmen Verdacht.

Jener Mann, Boris, könnte vor Jahren mit einem Kumpel zusammen eine schwere Gewalttat verübt haben.“

Er unterbrach sich und musterte sie.

„War Ihnen das bekannt?“

Der Mann war ihr nicht sympathisch.

Stella schickte den Ausdruck eines Erstaunens auf ihr Gesicht. Sie schüttelte den Kopf.

„Es könnte sein, dass er sich wieder hier aufhält.“

Haben Sie selbst eine Vermutung? Haben Sie jemanden getroffen, der Sie an ihn erinnert?“

„Niemanden,“ sagte Stella.

Und wenn dieser Mann ihr tatsächlich helfen wollte? Vielleicht war sie in ihrem Vorurteil ungerecht.

Da entdeckte sie unter seinem leicht hochgezogenen Ärmel ein Armband. Ein Bild war mit silbernen Strichen aufgedruckt: ein doppelköpfiger Drache.

Ein Blitz glitt durch ihr Gehirn.

Ihr Unbehagen hatte sie nicht betrogen. Etwas mit diesem Mann stimmte nicht.

„Jener Boris, nach dem ich fragte, war für einige Stunden in der Diskothek mein Tanzpartner,“ sagte sie. „Ein umgänglicher netter Typ.“

Mehr weiß ich nicht.“

„Und wollen es auch nicht wissen?“

Der Rothaarige ordnete seine Gedanken.

„Es könnte sich um einen Mann handeln, der in einem Außenbezirk seit zwei Jahren eine Motorradwerkstatt führt.“

Hatten Sie doch möglicher Weise Kontakt zu ihm?“

Er blinzelte sie an, mit einem doch zugleich wieder durchdringenden Blick.

„Ich könnte Ihnen bei seiner Überführung behilflich sein.“

„Behilflich...“

Sie selbst sind bekannt mit ihm?“

„Wie man es sieht... Es bedeutet lediglich, dass ich einiges über ihn weiß.“

Möglicherweise ist er noch immer ein gefährlicher Mann.“

„Hören Sie - Wenn Sie von dem Mann in der Motorradwerkstatt sprechen: Der Kerl ist liebenswert. Er hat mir zehn Prozent Nachlass gewährt. Und einen Helm geschenkt.

Lassen Sie mich in Ruhe mit diesem Unfug, er sei ein gesuchter Gewalttäter. Ich kann es mir beim besten Willen nicht vorstellen.“

Über das Gesicht des Mannes flackerte der Versuch eines Lächelns.

„Also, Sie wollen mein Hilfsangebot nicht?“

„Ich wüsste nicht wozu.“

Der Mann kaute auf seiner Zunge, momentweise war es wie ein Fletschen der Zähne.

Er hatte sich etwas anderes von dieser Begegnung versprochen.

Stella erhob sich.

Da gab es eine Falle. Und sie hatte es rechtzeitig mit kühlem Instinkt bemerkt.

Doch es bedeutete keinen Grund zur Ruhe. Im Gegenteil. Jemand war wachsam. Man horchte sie aus.

X X X X

Am folgenden Nachmittag rief Hannes aus Basel an.

Sie könne morgen kommen, er habe es arrangiert, sagte er.

„Danke Hannes. Ich werde kommen.“

X X X X

Rebekka war noch nicht wieder aus der Anstalt nach Haus zurückgekehrt.

Stella beschäftigte sich am Abend nochmals mit der Mappe der Zeitungsausschnitte, die ihr die Tante überreicht hatte:

Der Unfalltod der Eltern. Der Fund von Lenny und ihre Beerdigung. Die Zeitungsnachricht von einem in einem Schrebergarten erschlagenen Mann.

Sie bemerkte, die Tante hatte in ihrer Abwesenheit ein weiteres Couvert hinzugefügt.

Wieder Zeitungsausschnitte. Sie berichteten von zwei Gewaltverbrechen in Bayern, die sich nach dem gleichen Muster vollzogen hatten:

Die jungen Frauen wurden von zwei Männern hinterrücks mit chloroformgetränkten Tüchern überfallen und betäubt, dann zogen die Täter sie ins Gebüsch und vergingen sich an ihnen.

Man sprach von den „Chloroformtuchvergewaltigern.“

Das Datum dieser Meldungen lag lange zurück.

Ein Jahr später war das andere geschehen: Ein junger blonder Mann war in einem Schrebergarten tot aufgefunden worden.

Gab es einen direkten Zusammenhang?

Noch zwei andere Zeitungsmeldungen hatte die Tante hinzugefügt.

Frauen waren in einer Frankfurter Diskothek von zwei Männern angesprochen und auf einen Drink

eingeladen worden. Dabei hatte man ihnen offenbar K.O.Tropfen in das Getränk gemischt. Die Frauen erinnerten sich dunkel, in einem Apartment anschließend vergewaltigt worden zu sein.

Die Tante dachte fürsorglich. Sie hatte es Stella und Rebekka schon bei ihrem letzten Diskotheken-ausflug gesagt: Sie sollten sich nie von einem Mann zu einem Getränk einladen lassen.

Nun, nicht alle männlichen Diskothekenbesucher waren K.O.-Tropfen-Jäger. Nicht alle waren Verbrecher.

Und doch: Es gab sie.

Und manche von ihnen trugen sympathische Gesichter und verstanden sich auf den charmanten Flirt.

Sie waren nicht herauszuerkennen.

Das blinzelnde Raubtier

Das Wetter hatte umgeschlagen.

Es war windig und grau. Dickbäuchige Wolken streiften über den Horizont.

Stella stieg auf ihr neues Motorrad. Es würde ein-einhalb Stunden brauchen, bis sie in Basel war. Mit dieser Zeit durch Wind und Wetter konnte sie sich arrangieren.

Sie hatte ihr neues wind- und regenfestes Cape umgelegt und einen Rucksack umgeschnallt, in dem sich nur einige frische Äpfel und der neu gekaufte

Schirm befanden, der auf Armlänge zusammenzuschieben war.

Auf die Autobahn wollte sie sich besser nicht wagen. Noch war sie zu ungeübt. Es bedeutete kein Problem. Sie konnte die fast parallel laufende Landstraße wählen, die über Bad Krozingen und Müllheim führte.

Nun geschah es doch: Ein leichter Nieselregen setzte ein, das Cape schützte sie gut, doch dieser Regen sollte besser nicht zunehmen. Die Regenstriche stachen ihr unangenehm ins Gesicht, auch die wenigen. Und nach einer halben Stunde Fahrt wurden sie mehr und heftiger.

Plötzlich bemerkte sie einen beigefarbenen Kombi in ihrem Rücken. Er zog mit ihr gleich und fuhr ein kleines Stück neben ihr her. Schließlich kurbelte der Fahrer die Scheibe herunter. Es war „René“.

Er winkte ihr zu, lachte.

Er machte ihr ein Zeichen, das Tempo zu verlangsamen, damit sie ihn hören konnte. Beide fuhren nun im Kriechtempo Seite an Seite.

Er lieferte eben, so erklärte er, drei Motorräder aus, zwei für Schweizer Kunden in Basel. Er war allein und in seiner Fahrerkabine war reichlich Platz... Das Angebot war klar.

Sie näherten sich einer kleinen Parkbucht.

Inzwischen trieb eine fast schwarze Wolkenwand auf sie zu.

Stella spürte: Jede Ablehnung wäre ein Affront. Jedenfalls er würde es so empfinden müssen.

Er hatte ihr dieses Motorrad zu einem Schnäppchenpreis überlassen. Und jetzt bot er ihr seine Hilfe an – während es mehr und mehr wie aus Kübeln vom Himmel schüttete.

Sie stoppte das Motorrad ganz. Auch er bremste. Noch einmal ein Austausch der Blicke, dann sprang er aus dem Kombi, öffnete eine seitliche Schiebetür und wuchtete das Motorrad in den Innenraum, der bereits die Ladefläche für drei weitere Motorräder war.

Sie schüttelte die Nässe von ihrem Cape und stieg durch die linke Tür auf die Fahrerbank. Zwei seiner Katzen fuhren mit, wie sie nun sah. Die Fahrerbank war breit, auch vier Katzen hätten zwischen ihm und ihr ausreichend darauf Platz gehabt. Die Katzen beäugten sie, sonst reagierten sie nicht. Sie nahm nun den Helm ab. Lächelte. Er lächelte zurück.

„René“... Plötzlich war er wie aus dem Nichts hier aufgetaucht.

Ein Zufall?

Wo genau sie hin will? wollte er wissen.

„Nach Basel.“ Sie ergänzte: „Ein Vorstellungsgespräch – bei einer Schweizer Zeitungsredaktion.“

Er nickte.

Er habe sie zunächst nicht erkannt, dann aber das rote Motorrad. Ein unglaublicher Zufall.

Im Radio lief eine simple Schlagermusik.

Sie entdeckte eine „Schmöker-Lektüre“ auf seinem Armaturenbrett, einen Paperback-Krimi. Er hat-

te keine Einwände, dass sie danach griff und darin blätterte.

Sie las sich schnell an einer der aufgeschlagenen Seiten fest. Ein Kommissar verhörte zwei Verdächtige auf seinem Revier. Er war sich seiner Sache absolut sicher, doch wichtige Beweisspuren waren verwischt worden, er hatte nichts Konkretes gegen sie in der Hand.

Die Autos vor ihnen drängten sich, immer dichter fahrend. Sie waren in einen Stau geraten.

Ob sie ihm vorlesen solle, fragte Stella - immerhin eine mögliche Art, sich die Zeit zu vertreiben, hier im Stau.

Der Kommissar war ein ausgebuffter Psychologe, ständig las er in Gesichtern und Gesten, er studierte die Augen, die Bewegung der Lippen, auch wenn sie nicht sprachen, er nahm jedes winzige Stocken des Atems wahr und zog seine Schlüsse daraus.

„Mein Lieblingskommissar,“ sagte René. „Ich lerne von ihm. Keiner kann Lügen, ohne dabei kurz die Augen niederzuschlagen, und sei es auch nur für den Bruchteil einer Sekunde. Blickt jemand schräg links nach oben, so bedeutet dies, dass er sich erinnert und reflektiert. Guckt er schräg oben nach rechts, dann phantasiert er, dann malt er sich eigene Geschichten aus. Es gibt hunderte kleiner Schattenbewegungen. Kennt man sie, kann einen nichts mehr täuschen.“

„Rene“ trank aus einer Thermosflasche. Er hatte den scharf analysierenden Blick gelernt, niemand konnte ihm etwas vormachen.

Der Stau dauerte an.

Das Radio spielte weiter flotte Schlagermusik.

Die Katzen saßen, auf die Vorderpfoten gestützt, bewegungslos. Offenbar war ihnen der Platz auf der Fahrerbank vertraut.

„Sie haben mich nach meinem Bruder gefragt,“ sagte René unvermittelt.

„Sie wollen darüber reden...?“ Sie vermied es, ihn anzusehen. Dann: „Es war kein Unfall, haben Sie gesagt.“

Schweigen.

„Nach einem Discoabend blieb er verschwunden,“ sagte „René“. Wieder ein längeres Schweigen. Der Kombi kroch dahin.

„Es war seine Art, an den Abenden so drauf los zu fahren, mal in diese mal in eine andere Stadt. Es reizte ihn, immer neue Diskotheken kennen zu lernen.“

„Ihr habt diese Discobesuche nicht gemeinsam gemacht?“ fragte Stella.

„Manchmal schon. Dann wieder nicht.“

Er ging gern seiner eigenen Wege.“

„Er blieb verschwunden. Man fand nie eine Spur von ihm?“ fragte Stella.

Der Kombi kroch dahin.

„Er blieb verschwunden.“

Stella merkte, sein Blick musterte sie einen Moment über den Innenspiegel. Flüchtig und doch mit finsterner Intensität.

Sie schwiegen. Der Kombi kroch.

„Er war mit einem Kumpel unterwegs.

Auch der Kumpel verschwand.

Ebenfalls spurlos.“

Stella wünschte, dieses Gespräch hätte nie eingesetzt. Jetzt konnte sie sich ihm nicht entziehen.

„Es gab böse Gerüchte über die beiden,“ sagte René.

„Sie hätten nachts im Wald drei junge Frauen überfallen.“

Der Kombi kroch.

„Es hieß: ein Gewaltverbrechen.“

Nichts bewegte sich mehr auf der Straße.

„Sie halten es für möglich?“

„Möglich?“

„Dass Ihr Bruder ein Gewaltverbrechen beging?“

„Renés“ Blick schweifte in ein entferntes Nirgendwo, lange. Dann kam doch seine Antwort. „Gelegentlich sprach er davon: Er hätte, versteckt, eine Bestie in seinem Gehirn.“

„Das sagte er – ?“

„Sprüche! Er lachte dabei. Er hatte so seine Sprüche drauf.“ Auch „René“ ließ seinen Worten ein Lachen folgen.

„Und doch: Möglicherweise hätte man seine Sprüche ernst nehmen sollen. Vielleicht gab es das – diese Bestie in seinem Kopf.“

Dichter Regen schlug gegen die Scheiben.

„Sie sprechen von Ihrem Bruder...“

Ein sehr finsternes Bild, dass Sie da malen von ihm...“

„Sie wollen ihn vor mir in Schutz nehmen?“

Es rührt mich. Sparen Sie sich die Mühe!

Brüder kennen sich.

Ich wusste von diesem Monster in ihm.“

Der Kombi kroch, wieder fuhren sie schweigend.

„Haben Sie ein Stück Bestie nie in sich selbst entdeckt?“

Etwas in Ihnen, das töten möchte?“

Jedes Wort war mit einem unterschwelligem harten Stakkato gesprochen.

„Haben Sie niemals getötet?“

Die Luft zwischen ihnen knisterte wie von einem unsichtbaren Feuer.

Eine Tankstelle war in Sicht gekommen, der Benzinzeiger näherte sich deutlich der roten Markierung. „René“ scherte aus der Autokolonne aus und nahm die Tankstellenausfahrt.

Schließlich kehrte „René“ zum Wagen zurück, er schwang sich wieder auf seinen Sitz. Er hatte eine kleine Bitte an sie: Etwas an den Bremsleuchten sei manchmal defekt, jedenfalls bei großer Feuchtigkeit und Regenwetter. Ob sie hinter dem Wagen die Leuchten beobachten könne, während er die Bremse drückt und die Probe macht?

Stella nickte. Sie warf einen Blick auf den kleinen Rucksack, den sie vor ihren Füßen abgelegt hatte. Er enthielt nichts von Bedeutung. Ihre Papiere hatte sie sicher in der Brusttasche ihrer Jacke verstaut.

Sie verließ den Wagen.

Er betätigte die Bremse. Sie ließ ein lautes „Alles O.K.“ nach vorne schallen. Dann wollte sie zur Wagentür zurückkehren.

In diesem Moment spritzte das Wasser einer Pfütze an ihr hinauf. Der Autofahrer, der dies verursacht hatte, kurbelte die Scheibe hinunter und entschuldigte sich wortreich. Schließlich reichte er ihr ein Päckchen mit Tempotüchern und wartete, bis sie die braune Brühe von ihren Schuhen und ihrem Cape halbwegs entfernt hatte. Es war ein freundlicher älterer Herr, nur in diesem Moment etwas trottelig. Er entschuldigte sich ein viertes und fünftes Mal.

Stella suchte wieder ihren Sitz neben René auf. Der Rucksack war leicht verschoben. Oder spielte sich dies nur in ihrer Einbildung ab? – Plötzlich durchrann es sie siedend heiß. Sie hatte ein schmales Buch darin liegen, mit einer Karte als Lesezeichen; eine Karte, die ihr eine alte Schulfreundin vor Jahren geschrieben hatte.

„Hallo Stella!“ stand über den Zeilen.

Das Radio spielte unverändert seine Schlagermusik.

Ihr Blick glitt flüchtig zu „René“.

Kein auch nur winziges Minenspiel.

Er gab wieder Gas.

Reihte sich in den schleichenden Strom der Autos ein.

Keiner sprach.

Sie erreichten eine längere Baustelle – sie war der Grund des Staus.

Stella hatte eine der Katzen inzwischen auf ihren Schoß genommen und kraulte sie. Die schnurrte behaglich.

„René“ bat Stella, ihr weiter aus dem Buch vorzulesen. Sie griff es vom Armaturenbrett und entdeckte im hinteren Teil nun einen alten Tankrechnungszettel. Sie schlug diese Seite auf und las:

„Er wusste von jungen Jahren an, dass er wie zwei Wesen in einem war. Sein Zustand war schizophran und er konnte nichts ändern daran. Es gab den Herrn Müller, gepflegt und korrekt rasiert, mit faltenfreiem Hemd. Der andere Teil war ein Monster, eine Bestie. Oft schlief sie für lange Zeit. Doch wurde sie wach, dann übernahm sie ganz die Regie. Ihre höchste Lust war die Jagd, das Beuteschlagen, die Unterwerfung. Dieses Monster, das das Hirn mit ihm teilte, hatte sein eigenes Gesetz von Glück, von Seligkeit. Diese Seligkeit setzte ein im Anblick des Opfers: völlig ausgeliefert, schutzlos, nackt. Es war sein Rausch, seine Seligkeit. Je häufiger er ihn gekostet hatte, desto größer wurde sein Verlangen danach. Es war wie ein Hunger, festgefressen in jeder Muskelfaser.

Die Bestie schlief oft lange. Doch möglich, dass sie der wahre Teil, der beständige war. Er selber war,

blickte er in die wirkliche tiefste Tiefe, diese Bestie. Sie hauste eingesperrt in einen Käfig von Konventionen und Alltagsmüll. Doch immer wieder einmal kam die Stunde ihres Erwachens.

Er wusste von frühen Jahren an von dieser Bestie in ihm und dass nichts sie heilen konnte. Diese Bestie war sein Kern, diese Bestie war er selbst.“

Stellas Stimme versiegte. Etwas in ihr staute sich.

„Du glaubst, dass es so ist?

Dass im tiefsten Kern diese Bestie vorhanden ist?“

„Der Autor schreibt es so.

Möglicherweise beschreibt er sich selbst.“

„Er redet von Seligkeit, Glück. Das Glück im Beuteschlagen, in der Unterwerfung.

Es ist ein Produkt seiner kranken Fantasie.“

„Und wenn es doch einfach Ehrlichkeit ist?“

„Seligkeit, Glück im Anblick des schutzlosen Opfers – es ist ein kranker Begriff von Glück.“

Die Katze lag behaglich auf ihren Knien ausgestreckt, Stella kraulte sie unablässig.

„Ich würde das Buch verbrennen...

Sie hielt das Buch plötzlich in Richtung der Scheibe und kurbelte sie einige Zentimeter nach unten. „Oder soll ich es aus dem Fenster werfen?“

„René“ reagierte aggressiv. Er zog ihr das Buch mit einem heftigen Ruck aus der Hand. Dann ließ er es auf der linken Seite neben sich auf den Boden fallen.

Auch in Stellas Stimme mischte sich eine Farbe von Aggression.

„Es ist Selbstbetrug.
 Eine kranke Fantasie.
 Es ist nicht die wirkliche Sehnsucht.
 In keinem.
 Die eigentliche Sehnsucht ist - “
 Sie brach ab.

Es schien, dass er wartete – auf ihren vollständigen Satz.

„Ich sage dir, dass du dich täuschst.
 Dass du in Wahrheit das ganz andere meinst.“
 „Das andere?“

„Nicht ausgeliefert sein.
 Doch ganz offen, schutzlos, ohne Gewalt.
 Schutzlos und sich dabei völlig vertrauen können.
 Ich würde es Liebe nennen.“
 Eine längere Stille.

In „Renés“ Stimme lag ein hörbar verächtlicher Unterton: „Liebe...

Gibt es das - außer in Schmach-Heftchen, in Rührfilmen?

Außer in Schlagertexten?“

Er drehte das Radio lauter, der eben gesungene Text demonstrierte es. Eine Schnulze. „Liebe“ und „Triebe“. Ein lächerliches Gemisch abgenutzter und schlechter Reime.

„Wenn du von Selbstbetrug sprichst – das ist all dieser Liebesschmus.

Dieses Liebesgedöns.
 Fassade. Dahinter blinzelt das Raubtier.
 Körpergier. Unterwerfungslust.

Schau etwas tiefer und immer wieder siehst du das Raubtier.“

„Ein trauriges Menschenbild.“

„René“ schnalzte. Ein dunkles, ein hartes Schnalzen.

Wieder fuhren sie eine Weile schweigend.

Ein Baustellenabschnitt war zu Ende. Der Verkehr floss allmählich wieder normal.

Plötzlich schwenkte „René“ etwas nach links. Gefährlich hielt er damit genau auf ein entgegen kommendes Fahrzeug zu.

Stella schrie auf.

Sie griff ihm ins Steuer. Im selben Moment hatte „René“ seinen Kurs bereits korrigiert. Er lachte auf.

Stella zitterte noch Sekunden lang unter dem Schrecken: „Wenn du dies noch einmal tust, steige ich aus.“

„René“ grinste: „Ab und zu ein kleiner Gruß von Gevatter Tod...“

„Dies ist kein Scherz.“

„Ich liebe solche Grüße vom Tod.“

Nie fühle ich mich so lebendig wie im Moment, wo er mich mit den Fingerspitzen berührt...“

Stella spürte ihre angestauten Emotionen. Sie musste ihnen einem Moment freie Bahn lassen: „Du bist krank.“

Verrückt.“

„Möglich.“

Irgendwie muss man leben damit.“

Er lachte breit.

Er lachte sie offen an.

Aus dem Radio klang jetzt ein französischer Chanson. Es sang eine zarte Frauenstimme, mit natürlichem Schmelz, in der Höhe und im Refrain vogelleicht. Er drehte es auf die volle Lautstärke.

Das Wunder einer leichten, ganz klaren Stimme.

Ein Liebeslied. Das häufige Wort „l'amour“ ließ keinen Zweifel daran.

„Warum hörst du das – wenn es doch alles Betrug ist für dich?“

Schmus? Gedöns?“

„Warum nicht manchmal ein bisschen Betrug?“

Erwartest du, dass ich logisch bin?“

Ich erlaube mir den Luxus, nicht logisch zu sein.“

Er stellte das Radio wieder leiser, seine Stimme rutschte in eine härtete Tonlage.

„Wir alle betrügen.“

Uns selbst. Die anderen. –

Willst du sagen, dass du selbst nicht betrügst?“

Er schnalzte.

Er lachte.

„Übrigens,“ er zeigte auf ihre rechte Wange, „da ist noch ein schwarzer Tropfen in deinem Gesicht.“

Nochmals drehte er die Musik lauter auf. Das Fahrergehäuse schien davon zu vibrieren.

Stella suchte ihr Gesicht im Wagenspiegel. Sie entdeckte den Tropfen. Sie zog den Rucksack auf ihren Schoß und fischte ein Päckchen mit Taschentüchern hervor.

Den Bruchteil einer Sekunde hatte sie genutzt, um nach ihrem Buch zu greifen. Das Lesezeichen lag darin, leicht verschoben, die Karte der Freundin. „Hallo Stella!“

Todesreigen

Stella wollte sich an einer beliebigen Stelle in Basel absetzen lassen. Doch „René“ bestand darauf, sie vor das Verlagshaus zu fahren.

Im letzten Moment konnte sie sich auf eine Verlagsadresse in Basel besinnen. Mit der genauen Hausnummer war sie sich unsicher. Doch er fuhr die Straße zweimal in beiden Richtungen ab, als sie wieder ganz am Anfang angekommen waren, entdeckte sie klein das Firmenschild.

Es regnete heftig.

Ob er sie in zwei Stunden wieder abholen sollte?

Er nannte ein nahes Café.

„Besser nicht,“ sagte Rebekka. „Ein solcher Termin kann in einer halben Stunde beendet sein. Oder er zieht sich hin über Stunden.“

Er hievte das Motorrad aus dem Kombi wieder heraus, Stella schob es in Richtung der großen Toreinfahrt, sie winkte flüchtig zurück, der Kombi setzte sich in Fahrt und verschwand.

Stella war entschlossen, sich einige Minuten im Haus verborgen zu halten, dann stellte sie fest, dass

es hier eine Cafeteria gab, sie nahm Platz und genoss ein ausgiebiges Frühstück.

Nach einer Stunde startete sie erneut ihr Motorrad, der Regen hatte nun etwas nachgelassen, der Weg zur Schmiedewerkstatt war ihr von diesem Ort aus nicht bekannt, sie musste sich durchfragen, doch die Basler Passanten gaben freundlich jede gewünschte Auskunft.

Hannes befand sich nicht in der Werkstatt. Er war eben zu einem Einkauf unterwegs. Sein Vater, der sie wieder zuvorkommend begrüßte, bot ihr für die Wartezeit ein Frühstück an. Stella dankte freundlich und lehnte ab, es genügte ihr ein Stuhl, und das war wieder ein Schmiedekunstwerk mit filigranen Eisenfiguren als Rückenlehne, eigentlich zu kostbar als dass man profan sein Hinterteil darauf setzte.

Nach einer halben Stunde traf Hannes ein, Stella fühlte sich erlöst, unentwegt klirrte irgendein Metall unter heftigen Hammerschlägen, er winkte sie zu einer seitlichen Tür und schloss auf. Ein eher kleiner Raum, von allen Wänden funkelte das Metall der dort ordentlich auf Regalen platzierten Pistolen, Revolver und Jagdgewehre. Einige hingen an Riemen von der Wand.

Den Waffenschein ihres Vaters und die Vollmacht wollte Hannes kein zweites Mal sehen. Überhaupt, er ließ sie fühlen, dass sie hier eine bevorzugte Privatkundin war, die zu den persönlichen Freunden seiner Familie zählte. Stella war hinsichtlich der unterschiedlichen Pistolenarten absolut ahnungslos, sie

hoffte, es geschickt überspielen zu können und griff nach einem der nahen Revolver, begutachtete ihn von allen Seiten und meinte, dieses Stück sei für den Vater das richtige.

Doch die Waffe hatte ihren stolzen Preis. Hannes bemerkte ihr Zögern, und er empfahl ihr eine Selbstladepistole, Revolver seien ohnehin eher Liebhaberstücke und heute kaum noch in Gebrauch. Offenbar hatte er sich bei dem Onkel einiges Fachwissen zugelegt, sie bemerkte, dass er sich mit dieser Kompetenz auch gern profilierte und er redete mehr und mehr mit glänzenden Augen.

Er zeigte ihr eine Browning 1900 und eine Walther PP wie schließlich die Colt-Pistole M.1911, zu allen hatte er einen fachmännischen Kommentar, zu empfehlen war schließlich auch eine Walther P38 oder eine Steyr M1912.

Eine Bewegung an der Tür.

„René“ trat ein. Er hatte ihr Motorrad vor der Schmiedewerkstatt entdeckt. Draußen schüttete es erneut in Strömen. Er sei jetzt auf dem Rückweg und könne ihr Motorrad wieder in seinen Kombi laden. Nur ein Angebot.

Er begrüßte Hannes und duzte ihn. Die beiden waren offensichtlich miteinander bekannt.

Stella hielt zwei Pistolen in der Hand, zwischen denen sie sich hatte entscheiden wollen. „René“ trat näher.

Er erkannte die eine als Browning, die andere als eine Walther. Beides waren Selbstladepistolen, doch

sie unterschieden sich in der Art ihres Verschlusses, wie „René“ kommentierte. „Es gibt den verriegelten und den unverriegelten Masseverschluss. Bei starken Ladungen müssen Lauf und Verschluss verriegelt sein. Das kann mit einem Kniegelenk, einem Drehverschluss oder einem abklippbaren Lauf geschehen.“

Er hatte begonnen, jede der beiden Pistolen einer kurzen Inspektion zu unterziehen.

Hannes mischte sich wieder ein. Er ließ keinen Zweifel daran, dass er mithalten konnte. „Die Verriegelung zwischen Lauf und Verschluss wird mit einer bestimmten Ladung erforderlich, sonst, ohne Verriegelung, würde der Verschluss sich öffnen und die Patronenhülse könnte durch den Gasdruck gesprengt werden, sie könnte ohne das Patronenlager dem Gasdruck nicht standhalten.“

„René“ hatte wieder abwechselnd jedes der beiden Stücke gegriffen, hielt es sich vor die Augen, zielte auf einen imaginären Punkt. „Nach dem Abfeuern der Patrone schiebt der Rückstoß das Verschlussstück nach hinten, der Verschluss wird entriegelt und die leere Patronenhülse entfernt. Die Verschlussfeder schiebt aus ihrer hinteren Funktion den Verschluss wieder nach vorn und die neue Patrone gleitet aus dem Magazin ins Patronenlager. Man kann nun sofort erneut schießen.“

„René“ war der absolute Waffenexperte. Und er ließ es sie wissen.

„Auch in der Lautstärke sind diese Waffen verschieden. Manche sind schallgeschützt. Sie schießen für die sonstige Umgebung fast unbemerkt.“

Das Wichtigste ist: Man muss die Position des anderen, auf den die Waffe gerichtet ist, immer um den Bruchteil einer Sekunde vorausrechnen. Der Bruchteil einer Sekunde kann entscheidend sein. Man trifft oder die Patrone ist verloren.

Sie haben schon einmal geschossen?“

„Mein Vater ist Waffensammler,“ sagte Stella. „Ein Waffennarr. Natürlich habe ich häufig geschossen, wenn es auch schon etwas zurückliegt, in seinem Schützenverein.“

Trotzdem bedanke ich mich für die detaillierten Erläuterungen.“

„Oh – da waren meine vielen Details ganz überflüssig für Sie. Ich hätte Ihnen das nicht zugetraut – als Reporterin und Journalistin.“

Seine Augen waren zu schmalen Schlitzern zusammengezogen, dahinter blitzte ein gefährliches Schwarz.

„Sie haben in einem Schützenverein geschossen? Dort gibt es eigene Spielregeln. Meist schießt man auf Scheiben.“

Es ist etwas anderes, auf etwas Lebendes, etwa auf einen Menschen zu schießen. Man stellt es sich einfach vor. Man zielt und drückt ab. Doch es braucht kaltes Kalkül.“

Beide Pistolen befanden sich wieder in ihrer Hand.

„Stellen Sie sich vor: Sie schießen auf mich. Ich biete Ihnen die Probe an. Ich gehe drei Schritte zurück. Dies wäre ein guter Abstand. Für den Schützen fast tödlich sicher. Doch auch der Kopf muss es mitmachen, eisern und kühl.“

Er stand vor ihr, jetzt im Abstand von drei Metern und wartete auf ihre Reaktion. Stella stand starr, auch ihre Augen hatten sich zu Schlitzeln verwandelt.

Hannes konnte dieses etwas irrwitzige Schauspiel nicht einordnen. Er entschied sich, es als etwas Belustigendes zu sehen. Er kannte René und wusste offenbar, dass dieser zu makabren Scherzen neigte.

Und jetzt schien René ihm recht zu geben. Er hob die Hände, wie mit einer Geste des Sichergebens und grinste breit. „Schießen Sie! Schießen Sie!“, sagte er.

Hannes erlaubte sich jetzt ein offenes Lachen, auch René lachte. Doch unverändert lauerte jenes gefährliche Schwarz in seinen Augen.

Stella legte beide Waffen auf dem kleinen Verkaufstisch ab, sie hatte sich für eine entschieden, die kleine handliche Browning.

„Ich hätte auch eine Schatulle dafür,“ sagte Hannes. „Wie mag es dein Vater? Bewahrt er Waffen in Schatullen auf?“

„Eine Schatulle, in jedem Fall,“ sagte Stella. „Mein Vater ist da etwas altmodisch. Für ihn gehört zu jeder Waffe auch eine Schatulle.“

„Gut.“ Hannes durchsuchte eine Schublade unter dem Tisch. Drei Schatullen hatte er schließlich im

Angebot, jede reich mit Mustern verziert und sichtbar kostbar.

Stella fragte nach dem Preis.

„Kriegst du als Zugabe,“ sagte Hannes. „Gratis.“ Seine Augen funkelten wieder, es war die Beschwörung einer lange zurückliegenden Freundschaft.

Er steckte die Pistole in die Schatulle. „Außerdem eine Geschenkverpackung?“ Er hatte gerade ein geblümtes Papier in der Schublade entdeckt.

„Oh – das wäre noch einmal sehr freundlich,“ sagte Stella.

Hannes wickelte die Schatulle in das Geschenkpapier, er tat es ungeschickt, ein Stück Tesafilm fehlte, das Papier war nur lose um die Schatulle gerollt.

Stella zählte ihm die Geldscheine auf die Hand.

Die Waffe gehörte ihr.

Sie nahm den Rucksack ab und ließ die Waffe mit dem geblümten Geschenkpapier hineingleiten.

„Ich danke dir, Hannes!“

Soeben habe ich mich in einem Verlagshaus vorgestellt. Sollte es klappen, werde ich häufiger in Basel sein. Dann komme ich ab und zu hier vorbei. Versprochen!“

Kaltes Kalkül. Stella hatte es in jeder Sekunde bewahrt.

Sie bemerkte jetzt einen Zug von Verwirrung auf „Renés“ Gesicht.

Ein Geschenk für den Vater. Hannes hatte es deutlich gesagt.

Unverändert strömte heftiger Regen.

Ihr Motorrad flog mit Schwung in den Kombi zurück, dort stand nur noch eins der vorher drei Fahrzeuge, sie nahm neben René in der Fahrerkabine Platz.

Wie immer lief das Radio. Eben endeten die Nachrichten, und es folgten einige Interviews mit Schlägersängern, die sich für einen Wettkampf qualifiziert hatten. Der interviewende Reporter war ein Kerl mit viel Witz, es war amüsant ihm zuzuhören, „René“ und Stella lauschten, es bestand keine Notwendigkeit, selbst ein Gespräch zu beginnen.

Rebekka hatte ihren Rucksack auf den Schoß genommen, er enthielt das Geschenk an den Vater, in Schatulle und Blümchenpapier, hinter der Stirn von „René“ arbeiteten die Gedanken.

„Dein Vorstellungsgespräch im Verlagshaus lief gut?“ fragte er schließlich.

„Gut,“ sagte Stella. „Freilich habe ich nicht nur diese Adresse. Ich werde mich noch in drei anderen Verlagshäusern vorstellen.“

Stella zählte den Rest ihrer Geldscheine in der Brieftasche nach. Es hätte auch noch für die Schatulle gereicht, doch Hannes hatte dies gute Herz, und auch sonst hatte er dem Gespräch bravourös eine gute Wendung gegeben, so wenig er dies wahrscheinlich selbst wusste.

Sie lauschten wieder den Interviews. Dann folgten einige gefühlvolle Chansons. Auch jetzt lauschten sie. Es gab keine Notwendigkeit zu sprechen.

„René“ hatte zwischen Müllheim und Bad Krozingen seinen letzten Kunden.

Er bog in eine kleinere Ortschaft ab.

Das Haus befand sich direkt gegenüber einer Gastwirtschaft, in der offenbar eine größere Gruppe von Leuten versammelt war und feierte. Die Tür stand weit offen, bewegte Rhythmen tanzten hinaus auf die Straße, jetzt hörte man auch Gesang, etwas Fremdländisches, es schwirrte von Stimmen, in die sich in kurzen Abständen lautes Gelächter mischte.

„René“ lieferte das Motorrad ab, nach wenigen Minuten kehrte er aus dem Haus zurück.

„Ich lade dich ein. Albanische Leber mit Paprika. ‚Arnavut cigeri.‘ Der Wirt ist Albaner, ein guter Bekannter.

Habe heute ein gutes Geschäft gemacht.

Lass dich einladen! Sonst versauerst du die nächste Stunde im Kombi allein.“

Er hatte ihr die Tür geöffnet. Der plötzliche Wechsel auf das „Du“ kam ihm leicht über die Lippen. Er lachte, das Leuchten guter Laune lag auf seinem Gesicht.

„Wenn wir im Gasthaus nicht stören?“

„Du meinst wegen der Leute, die feiern?“

Die feiern dort oft.“

Etwa fünfzehn Leute waren versammelt, die Musik kam aus einer Musikanlage, es gab eine kleine Tanzfläche und vier Paare tanzten.

„René“ begrüßte den Wirt, der drückte freundschaftlich seinen ganzen Arm, dann rief er einen

Jungen heran, der einen weiteren Tisch in den Raum holte und zwei weitere Stühle.

Das bestellte Essen ließ auf sich warten. „René“ erhob sich um nachzufragen. Als er zurückkehrte, zog er Stella auf das kleine Parkett. Drei Paare tanzten noch, es war ausreichend Platz auf der Tanzfläche, die Musik dröhnte, und wieder setzte ein schwelgerischer Gesang ein, das Fremdländische war ein albanisches Text, man tanzte beliebig dazu, jeder für sich, und dann doch wieder so, dass die Arme sich trafen und man gemeinsame Kreise zog, so taten es auch die anderen Paare. Zwei tanzten Wange an Wange.

Stella hatte das Cape abgelegt, doch den kleinen Rucksack holte sie auf den Rücken zurück. Sie hatte seit Jahren nicht mehr getanzt, trotzdem, die Schritte fielen ihr leicht.

Auch „René“ war ein guter Tänzer, elegant und wendig bei jedem Schritt, Stella sah, dass sich die Augen junger Frauen an ihn hefteten, „René“ war stattlich und attraktiv, mit Abstand der attraktivste unter den sonst versammelten Männern. Sie tanzten inzwischen den vierten Tanz.

Das Essen kam, die albanische Leber, das „Arnavut cigeri“, das Fleisch war untadelig durchgebraten, die Paprika war scharf, doch so musste es offenbar sein. Der Junge erschien wieder, diesmal mit einem Dessert: albanischen Joghurtkeksen, „Kurabies“, und albanischem Wein.

„René“ zog sie erneut auf die Tanzfläche. Er legte plötzlich den Arm um sie, nur in der ersten Sekunde sanft, dann fordernd und bestimmt, er suchte ihren Blick und sie suchte seinen. Sein dichtes schwarzes jetzt fliegendes Haar gab die Narbe nicht frei, doch zum ersten Mal sah sie, sein rechtes Ohrläppchen war etwas verkürzt, die Haare hatten es immer versteckt, es wäre ein weiteres Erkennungszeichen gewesen, doch sie kannte die Narbe, jene Narbe genau am Haaransatz, sie war genug.

Sie spürte seinen Arm in ihrem Rücken, sie wiegten sich, zum vierten Mal dröhnte aus der Musikanlage der schwelgerische Gesang, man konnte sich treiben lassen darin, ein breit strömender Strudel, ein Vorfeld ekstatischer Lebenslust, jetzt näherte sich seine Stirn, seine Wange der ihren, und doch, es blieb ein kleiner Zaun zwischen ihnen, der die wirkliche Berührung nicht zuließ.

Ihr fiel ein, dass sie noch immer den Rucksack geschultert hatte, sein Inhalt war ihr zu kostbar, um ihn am Tisch zu deponieren, und doch machte dieser Rucksack möglicherweise eine lächerliche Erscheinung aus ihr. Im selben Moment, als sie es dachte, sah sie die Schatulle in seiner Hand, er ließ sie in den Rucksack zurück gleiten, ein schräges dunkles Lächeln im Blick, jetzt doch erkannte sie die Pistole in seinen Fingern, er streckte den Arm damit in die Höhe, immer doch weiter tanzend, sie streckte ihren Arm ebenfalls nach der Waffe, Protest auf den Lippen, doch die Pistole wanderte nochmals höher, sie

blieb unerreichbar für sie. Er lachte sie triumphierend an.

Niemand schien den Vorfall zu beobachten, Stella brach den Tanz abrupt ab, Zorn im Gesicht, noch ehe sie die Waffe zurückverlangte, glitt auch diese in den nur lose verschnürten Rucksack zurück. Unverändert sah sie sein triumphierendes Lachen.

Sie griff ihr Cape und wandte sich der Ausgangstür zu. Die rechte Wagentür war unverschlossen, sie konnte wieder Platz nehmen. Immer noch schüttete es aus tiefgrauen Wolken vom Himmel.

Sie spürte, dass sie überstürzt reagiert hatte. Ein Geschehen von Sekunden, dass von niemandem sonst registriert worden war. Er wusste von der Waffe, er spielte ein Spiel mit ihr.

Minuten verstrichen. „René“ musste zahlen, möglich dass dies etwas dauerte.

Stella beschäftigte sich mit den beiden Katzen. Ihre Zutraulichkeit war groß, beide hatten auf ihrem Schoß Platz genommen, die eine in Rückenlage und in der Erwartung, dass Stella ihr immer wieder den Bauch kraulte.

Schließlich war eine halbe Stunde vergangen. Stella kehrte an die Tür der Gaststube zurück.

Zwischen vier Männern war eine Schlägerei ausgebrochen und offenbar schon eine Weile in Gang. Die vier schienen maßlos betrunken zu sein. Sie prügelten aufeinander ein, einer von ihnen lag inzwischen blutend am Boden, zwei traten mit den Füßen nach seinem Kopf.

René lehnte am Türrahmen, jetzt kehrte er in Wirtsstube zurück und mischte sich ein. Er stieß den einen Tretenden fort, der antwortete mit einem Faustschlag direkt in sein Gesicht, „Renés“ Antwort kam unverzüglich und mit unerbittlicher Härte. Seine Fäuste entfachten ein Trommelfeuer auf Kopf und Schultern des anderen, der sank zusammen wie ein mehrfach geknickter Halm und blieb regungslos am Boden liegen.

Keiner hätte „René“ noch anzutasten gewagt. Der andere blutend am Boden Liegende hatte sich mühsam wieder aufgerichtet. Doch auch in „Renés“ Gesicht hatte der Faustschlag Spuren hinterlassen. Die Oberlippe war aufgeplatzt, zwischen beiden Lippen sammelte sich das Blut.

Er bedeckte die Lippen mit einem Taschentuch und kehrte zum Wagen zurück.

Stella nahm neben ihm Platz.

Die Fahrt setzte sich fort.

Die glühende Asche der Eltern

Wieder dudelte Musik aus dem Radio.

Eine Viertelstunde fuhren sie schweigend.

Aufs Neue ein Stau.

Schließlich standen sie ganz. Man hörte das Martinshorn eines Polizeiwagens. Offenbar hatte es einen Unfall gegeben.

Stella entdeckte auf „Renés“ Kinn Blutspuren, das Blut der aufgeschlagenen Lippe.

Sie zog ihm das Taschentuch aus der Hand und wischte damit über sein Kinn. Die Blutspuren waren fort.

Immer noch bewegte sich auf der Straße nichts.

Er stellte das Radio leiser.

„Ich will dir eine Geschichte erzählen.“

Nochmals reduzierte er den Radioton.

„Sie spielt in Albanien.

Obwohl sie in Deutschland beginnt.

Eine Geschichte von zwei Brüdern.

Sie hatten mit ihrem albanischen Vater und ihrer deutschen Mutter zwölf Jahre in Deutschland gelebt. Dann rief der albanische Großvater die Familie zurück nach Albanien.

Der Vater sollte die Leitung seiner Spirituosenfabrik übernehmen, die gute Gewinne abwarf. In Deutschland war er nur ein kleiner Arbeiter auf dem Bau gewesen, also zog er zurück zum

Großvater. Die Familie lebte dort gut. Zwei Jahre lang.

Dann, eines Tages, kamen Männer, die einen Teil der Gewinne für sich forderten. Der Vater und der Großvater weigerten sich. Immer wieder kamen die Männer und drohten. Eine Fehde unter verfeindeten Familienclans. Es spitzte sich zu. Schließlich entführten die Männer die beiden Jungen.

Sie sperrten sie in ein kleines Kellerverlies. Modrige Luft und Schimmelpilz, völlige Dunkelheit. Einmal am Tag reichte man ihnen Essen hinein. Wochen verstrichen. Der Großvater, der noch immer der Eigentümer war, weigerte sich zu zahlen. Man hatte gedroht, man werde die Kinder verstümmeln.

Schließlich begann man es wahr zu machen. Mit einem einfachen Brotmesser schnitt man jedem einen der Zehen ab, Tage darauf einen zweiten. Man hielt die schreienden Jungen fest, sie mussten es einfach geschehen lassen.

Dann, eines Tages, stürmte ein Polizeitrupp das Haus und erschoss viele Männer. Die Jungen waren befreit.

Einige Wochen vergingen in Frieden. Dann, eines Abends, umringte ein Trupp von maskierten Männern das Haus.

Sie trieben alle hinaus – in ein kleines Gartenhaus, Eltern und Großeltern und zwei Bedienstete. Nur die Jungen mussten nicht in das Haus. Man übergoss das Dach mit Benzin. Die Jungen erhielten jeder eine Zigarette. Sie sollten sie aufrauchen und dann gegen

das Dach werfen. Das war ihre Wahl: diese Zigarette zu werfen oder man würde sie selbst in das Haus sperren.

Schließlich hielt einer der Männer sein Feuerzeug unter das Ohr des älteren Bruders. Der Junge hielt still, lange. Das Ohr schmorte unter der Flamme. Schließlich flog seine Zigarette gegen das Dach. Das Gartenhaus stand augenblicklich in Flammen. Riesige Flammen. Die Jungen hörten den Mutter, den Vater, die Großeltern schreien. Sie hatten keine Chance. Das Gartenhaus war verriegelt. Sie hörten die Mutter, den Vater schreien, bis sie verstummt waren.“

Durch „Renés“ Gesicht liefen heftige Zuckungen. Doch schnell hat er sich wieder gefangen.

„Die Jungen wurden ein zweites Mal von den Männern verschleppt. Sie mussten jetzt Handlanger sein, abgerichtet zu täglichem Diebstahl und Raubzügen in fremden Wohnungen. Sie lernten, durch schmale Fenster zu klettern und Autos aufzubrechen. Wenn sie ihr Tagessoll nicht herbeischafften, drohte schreckliche Prügel. Die gab es oft. Doch schließlich kam ihre Stunde.

Sie hatten auftragsgemäß ein Waffengeschäft überfallen. Doch die Waffen – die waren nun in ihrer eigenen Hand. Sie warteten. Als der erste der drei Aufseher erschien, zielten sie ihm genau zwischen die Augen. Der zweite kam, um nachzusehen. Auch ihm zielten sie zwischen die Augen. Sie lachten dabei. So erbärmlich brachen die Männer in sich zusammen. Sie lauerten auf den dritten. Er kam und sie

leerten das ganze Kaliber. Ihre Peiniger waren durchlöchert, zerfetzt.

Zwei Tage brauchten die Jungen, um sich zurück nach Deutschland durchzuschlagen. Sie glaubten, dort zu Hause zu sein. Allerdings: Es gab niemanden mehr, der auf sie wartete. Sie arbeiteten als Tagelöhner, sie hausten in verlassenen Schrebergärten, mal in dieser mal in einer anderen Stadt.

Sie waren Brüder. Sie gehörten zusammen.

Beide träumten sie davon, einmal Stuntman zu sein.

Es war die Herausforderung des Gefährlichen, des Unmöglichen.“

Der Zug der Autos kam langsam wieder in Fluss.

„Stuntman sein – es ist das beständige Spiel mit dem Tod.

Sie kannten den Tod, beide, sie kannten ihn gut.“

Zwei Autos standen zerbeult neben der Straße. Ein Auffahrunfall, mittlerer Blechschaden. Man sah nur Polizei, keinen Sanitärerwagen. Offenbar war niemand verletzt.

„Ich kenne die Fortsetzung,“ sagte Stella.

Der eine der Brüder machte aus einem alten Gehöft eine Werkstatt für Motorräder, er hatte bald einen guten Ruf bei seinen Kunden. Auf einer Rampe übte er gefährliche Stunts ein.

Er wollte der beste von allen sein.“

Sie lächelte flüchtig.

Doch innerlich froh sie.

Diese Welt: Sie war immer wieder so voll grausamer Geschehnisse. Wen konnte man schuldig sprechen?

Konnte man es tun mit einem, der eine solche Hölle durchlebt hatte?

Und immer wieder blieben Spuren einer inneren Verwüstung, die den so tief Verstörten selbst Spuren der Zerstörung schaffen ließ.

„Wie war er in Besitz dieses alten Gehöfts gekommen?“ fragte Stella.

„Ein Zufall. Die beiden früheren Bewohner, ein altes Ehepaar, hatten sich mit Gift umgebracht.

Niemand wollte danach das Gehöft. Drei Jahre lang stand es unbewohnt.“

Stella bemerkte auf der anderen Fahrbahnseite am Fenster der Fahrerkabine eines Lastwagens eine riesige schwarze Bulldogge. Sie verdeckte den Fahrer ganz, erst jetzt konnte Stella eine Hand am Steuer erkennen. Wirklich suggerierte der erste Anblick, der schwarze Hund fahre den Wagen.

„René“ bückte sich und las neben ihr etwas vom Boden auf.

Etwas Farbiges, ein Papier.

Er steckte es ein.

Sie nahm es zunächst nur schattenhaft wahr.

Es schien nicht von Bedeutung zu sein.

Noch immer faszinierte sie jene Bulldogge, die in Fahrerposition vor dem Steuer des Lasters saß, der sich jetzt langsam entfernte.

Der Kombi konnte allmählich wieder Fahrt aufnehmen.

„Mein Spiel mit der Pistole in der Gaststube hat dich erschreckt, nicht wahr?“

Ich hätte sie entschleunigen und abdrücken können.“

René Stimme hatte plötzlich einen harten metallenen Klang.

„Ich hätte in die Luft schießen können oder einfach in die Leute hinein.“

Du weißt, dass ich unberechenbar bin.

Bedrohlich.

Ich würde vorsichtig sein.

Du bist freiwillig in meinen Wagen gestiegen.

Es könnte ein Fehler gewesen sein.“

Wieder ein längeres Schweigen.

Stella drehte das Radio an.

Wieder seicht plätschernde Schlagermusik.

Plötzlich zog „René“ den Wagen wieder auf die andere Straßenseite, dem entgegenkommenden Fahrzeug wich er in letzter Sekunde aus, der Kombi schlingerte auf die rechte Straßenseite zurück.

Stella griff ihm ins Steuer. „Idiot!“

„Gevatter Tod grüßt ein zweites Mal.“ Sein Gesicht verzog sich in einem dunklen Lachen.

Knapp eine Minute verging. Das dunkle Lachen hockte weiter in seinen Augen. Er wiederholte das bedrohliche Manöver in erhöhter Geschwindigkeit, wieder kehrte er erst im letzten Moment auf die rechte Fahrbahn zurück.

Stella griff nach dem Schlüssel im Zündschloss und zog ihn ab, der Wagen raste unkontrolliert auf das seitliche Ackerland.

„Mein Motorrad! sofort!

Ich steige aus.“

Er verlangte seinen Schlüssel.

„Erst mein Motorrad!“

Er nickte.

Sprang aus dem Wagen. Hievte ihr Motorrad auf den Acker. Ein aggressiver Aufschlag.

„Mein Schlüssel.“ Seine Stimme klang hart.

Sie warf ihm den Schlüssel zu.

Sie rollte ihr Motorrad auf die Straße.

Der Start misslang. Der Motor tuckerte mehrmals kurz auf und verstotterte.

Er hatte den Kombi aus dem Acker befreit und stand plötzlich hinter ihr.

Er griff das Motorrad, nahm Platz und startete, mehrmals ließ er den Motor laut aufheulen.

Die Maschine tuckerte friedlich.

„Danke!“

Sie nahm wieder Platz.

Es war früher Abend geworden.

Kein Regen mehr. Der Himmel im Westen war aufgerissen und brannte in einem feurigen Rot.

Noch immer blutete leicht seine Lippe.

„Ich bin gefährlich. Ich bin unberechenbar,“ sagte er wieder.

Ein Blick, der sie frieren ließ.

Er wandte sich erneut seinem Kombi zu.

Sie hatte ihren Helm im Wagen liegen lassen. Sie rief es ihm zu.

Er ging ihn holen.

Der Himmel im Westen glühte.

Stella sah die Bilder im Gasthaus.

Für eine wenige Augenblicke gab es nur jenen winzigen Zaun, der die Berührung ihrer Gesichter verhinderte.

Sie sah, wie sie ihm das Blut vom Kinn wischte.

Wieder befand sich nur ein winziger Zaun zwischen ihnen.

Plötzlich doch war etwas zerbrochen.

Sie wusste die Antwort nicht.

Er warf ihr aus einem halben Meter Entfernung den Helm zu. Verächtlich.

Er fuhr mit dem Kombi an ihr vorbei.

Sie wartete. Der Kombi wurde allmählich klein, verschwand in der Ferne.

Das Inferno der Träume

Stella war wieder beim Haus eingetroffen.

Die Tante begrüßte sie mit einer erfreulichen Nachricht: Rebekka befand sich wieder in ihrer Dachzimmerwohnung.

Stella stieg die Treppen hinauf.

Plötzlich durchfuhr sie kalt ein Gedanke.

Sie griff ihre Briefftasche und durchsuchte sie hastig.

Das Foto fehlte.

Rebekka saß ruhig am Fenster.

„Rebekka! Ich habe das Foto verloren.

Das Foto mit dem schwarzen Kreuz.“

Rebekka zuckte die Schultern.

Die Tante hatte ein Abendbrot für sie zubereitet. Ein Tablett voller Käse- und Wurstbrote, dazu Tomaten und Radieschen. Der Tee stand auf einem Stövchen, gut gewärmt.

„Als du gegangen warst, gestern,“ sagte Rebekka, setzte ich mich in den Klinikgarten. „Der Himmel war noch immer so sonnig.

Nach einer Stunde kam ein Mann. Er setzte sich zu mir auf die Bank.

Er fragte mich, ob ich eine Schwester habe, eine Schwester mit dem Namen Stella.

Und ob ich selber Rebekka bin?“

„Was für ein Mann?“

„Er war rothaarig.

Ich mochte ihn nicht.“

„Was hast du ihm geantwortet?“

„Nichts.

Ich bin doch verrückt.

Ich kenne meinen Namen nicht.

Und auch von einer Schwester, die Stella heißt,
weiß ich nichts.“

„Du hast ihm ganz gewiss nichts geantwortet?“

„Ich sage es doch.

Der Mann war wütend, als er wieder ging.

Er wisse meinen Namen von der Stationsschwes-
ter, sagte er.“

„Von der Stationsschwester?“

„Ich glaube es nicht.

Die sagen nichts. Die dürfen Fremden nichts sa-
gen.“

Stella durchsuchte erneut ihr Cape, sämtliche Ta-
schen und auch noch einmal die Brieftasche.

Das Foto war fort.

X X X X

Nachts.

Stella wälzte sich auf ihrem Bett.

Sie träumte.

Rebekka näherte sich ihr am Fenster.

Zwischen Stellas Finger blitzte die Pistole.

„Schau was ich habe!

Ich hatte es dir versprochen.

Das ist sie, unsere Waffe.“

Rebekka lachte.

„Unsere Waffe.“

Sie zog ihr die Pistole aus der Hand.

Plötzlich hatte sie sich entfernt.

Rebekka stand mit der Waffe allein.

Sie hob sie gegen die Lippen und küsste die Mündung.

Stella fühlte in diesem Moment, dass etwas sich trennend zwischen sie schob. Sie blieb mit dem schwarzen Gespenst ihrer Angst allein.

Doch Rebekka lachte.

Sie küsste die Pistole erneut.

Die Angst hatte scheinbar keine Macht über sie.

Stella schreckte auf.

Der Wind schüttelte die regennassen Tannen im Garten.

Die warfen unscharfe wabernde Schatten.

Sie fiel wieder in Schlaf.

Jetzt tanzte sie mit „René“.

Er hatte ihren Arm gegriffen.

Sie tanzten.

„Ich weiß es. Weiß, dass du es tun willst.“

Er lachte.

Er fügte hinzu: „Doch du musst schnell sein.

Schneller als ich.“

Sie tanzten.

„Ihr beide habt Lenny ermordet!“ sagte sie.

„Sie war süß. Sie war schön,“ sagte er.

„Ihr habt sie erwürgt.“

„Sie starb, als wir ihre Schreie erstickten.
Auch im Tod war sie schön.“

Sie tanzten.

„Deinen Kumpel hast du erschlagen.

Später.

Er drohte, dich zu verraten.“

„Es war nicht schade um ihn.

Auch in seinem Hirn wohnte die Bestie.“

Sie tanzten.

Wieder näherten sich ihre Wangen.

„Es liegt eine Leiche in einer Schlucht,“ sagte er.

Ihre Wangen waren sich nah.

„Über ihr liegt Erde und Laub.

Doch nicht das Vergessen.“

Sie tanzten.

Stella schreckte erneut in die Höhe.

Die Tannen schienen ihre Äste schwarz durchs
Fenster zu strecken.

Doch wieder waren es nur ihre wehenden Schat-
ten.

Erneut fiel sie in Schlaf.

Sie tanzten.

„Du musst schnell sein,“ sagt er wieder.

„Schneller als ich.

Schneller als die Bestie in meinem Hirn.“

Ihre Wangen näherten sich.

Die plötzlich unerträgliche Spannung löste sich in
einem Blitz.

Sie strich sich über das Gesicht.

Ihre Wange war schwarz. Verkohlt.

Sie wusste, sie würde sie nie mehr rein und weiß sehen können.

Er entfernte sich.

„Sei schnell und ziele genau,“ sagte er.

Ich weiß es.

Weiß, dass du kommst und es tun wirst.“

Er verschwand klein in einem fernen milchigen Licht.

Stella richtete sich auf, einen Schrei unterdrückend.

Sie erhob sich, schaute nach Rebekka hinter dem Vorhang.

Die, so schien es, schlief ruhig.

Stella ging an den Stuhl, über den sie ihre Jacke gehängt hatte, sie zog die Schatulle mit der Pistole aus der Innentasche hervor.

Sie nahm die Pistole heraus, trat ans Fenster. Die kleine Waffe schimmerte im Licht der Straßenbeleuchtung. Stella betrachtete sie inständig.

Ein Versprechen haftete daran.

Sie konnte es nicht mehr davon ablösen.

Sie schloss die Waffe wieder in die Schatulle ein, die Schatulle glitt in die Jacke zurück.

Sie kehrte zurück auf ihr Bett.

Sie wusste nicht, was Minuten später geschah.

Rebekka erhob sich.

Wie in Trance steuerte sie auf den Stuhl mit der Jacke zu.

Sie hatte die Pistole in der Schatulle entdeckt.

Sie stand am Fenster.

Die Pistole schimmerte in ihrer Hand.

Countdown am Morgen

Der frühe Morgen des nächsten Tags.

Stella startete ihr Motorrad. Noch einmal griff sie nach der Schatulle in ihrer Jacke. Die befand sich sicher an ihrem Platz.

Sie sah das Werkstattgelände sich nähern.

Hundert Meter davor stieg sie ab. Rollte das Motorrad geräuschlos an das Gemäuer heran.

Das ganze Gelände lag noch in Schlaf. Es war kurz nach acht. Kein Kunde tauchte um diese Zeit hier auf.

Boris wohnte hier. Es war sein Zuhause. Der rechte Gebäudeflügel war seine Wohnung.

Sie setzte sich vor die Werkstatttür.

Drei Katzen schlichen sich heran, zwei kamen wieder so nah, dass sie ihre Beine streiften, Stella tat es gut, ihr friedliches Schnurren zu hören.

Noch einmal memorierte sie ihren Text.

Bild für Bild sah sie vor sich, was in Kürze geschehen sollte.

Sie hielt die Pistole auf ihn gerichtet.

„Du wirst dich stellen!

Sprich von dem Mord, an dem du beteiligt warst!“

Sie legte ihr Handy vor ihm auf den Tisch. Sie hatte die Nummer des BKA eingeschaltet.

„Es ist deine einzige Chance.

Ein DNA-Test wird dich überführen.

Es ist deine einzige Chance auf Leben.“

Die Pistole war entsichert und auf ihn gerichtet, sie durfte keinen Zweifel an ihrer Entschlossenheit lassen.

Sie musste bereit sein zum tödlichen Schuss.

Und doch: Diese eine Chance auf Leben sollte ihm bleiben – das freiwillige Geständnis der Tat. -

Eine halbe Stunde verging.

Jetzt hörte sie Geräusche aus dem rechten Gebäudeflügel.

Sie stand auf und zog sich noch einmal hinter den linken Seitenflügel zurück.

Nach nochmals einer halben Stunde sah sie, dass sich die Werkstatttüren geöffnet hatten.

Jetzt stand sie im breiten Türrahmen.

Boris saß an seinem Bürotisch mit einem Frühstückstablett. Dicht vor dem aufgestützten rechten Arm stand eine halbleere Weinflasche.

Eine schwarze Lederjacke hing hinter seinem Stuhl.

Er schien nicht erstaunt zu sein, sie zu sehen. Er grüßte mit einem Nicken. Fast war es, als hätte er sie erwartet.

„Ich habe dir eine von meinen Katzen versprochen.“

Er hob die Flasche zum Mund.

„Nimm dir eine. Auch zwei.“

Stella trat zu ihm an den Tisch.

Ihre Finger umkrallten die Schatulle in der Ledertasche.

In diesem Moment hob Boris spielerisch den Teller und versetzte ihn eine Handbreit nach rechts.

Stella starrte auf das Bild – jenes von Boris, über dessen Gesicht sie das schwarze Kreuz gemalt hatte.

Boris lehnte sich zurück, fast lässig, mit dem Blick abwechselnd zu Stella und dann wieder zum Bild pendelnd.

„Ich weiß, warum du gekommen bist.

Die fällige Stunde der Rache.

Die Stunde der Rache am Mörder von Lenny.

Lenny – sie starb, als wir ihre lauten Schreie erstickten.

Habe ich Dirk umgebracht, meinen Kumpel? der einzige, der mich verraten konnte?

Keiner wird es je wissen.“

Wieder hob er die Flasche an seinen Mund.

Plötzlich riss er die Lederjacke von der Stuhllehne und warf sie vor Stella auf den Tisch.

Eine zerschlissene Jacke mit modrigem Geruch, überzogen von Schleifspuren, an den Rändern ausgefranst und wie angefressen.

Und deutlich erkennbar: der geflügelte doppelköpfige Drache.

„Du weißt, wer diese Jacke getragen hat.

Auch ihr, Rebekka und du, habt kalt den Tod ausgeteilt.

Kleine Mörderinnen!

Mein Bruder – er war siebzehn. Er trug die gleiche Lederjacke. Die gleiche Zeichnung darauf. Es war unser Codewort. Die genetische Schrift unserer Bruderschaft.

Er wollte leben. Er wäre ein Magier der Stunts geworfen, von allen gefeiert.“

Stella öffnete die Schatulle in ihrer Tasche. Sie griff die Pistole. Ihre Finger erstarrten: Diese Pistole blinkte nicht silbern, sie war schwarz. Es war Rebekkas Attrappe.

Nun musste sie blöffen. Sie hatte keine Wahl.

„Ich weiß, was du vorhast.“ Boris schnalzte.

„Ich wusste es vom Moment an, als du mir in der Diskothek in die Augen sahst.“

„Boris, ich will, dass du einsteht für euren Mord. Den Mord an Lenny.“

Sie zog das Handy hervor.

Die Mündung der kleinen schwarzen Pistole zielte in Richtung seines Kopfes, unmissverständlich.

Plötzlich zog er gleichfalls eine Pistole hervor.

„Du glaubst, dass ich dich fürchte.

Dass ich den Tod fürchte...

Ich kenne den Tod – in all seinen Spielarten.

In meinem Kopf hat er tausendmal stattgefunden.“

Beide hielten sie die Pistolen aufeinander gerichtet.

„Mich stellen?“ Er lachte.

„Ich habe dir alles gesagt: von der Bestie in meinem Hirn.

Sie liebt das Beuteschlagen. Sie liebt die Gewalt. Den Tod.

Mich stellen?

Du glaubst an das Gute in mir, diesen letzten Funken, nicht wahr? Es rührt mich.

Und doch habt ihr zwei meinen Tod beschlossen.“

Er schnalzte, verächtlich. Schlug jetzt dreimal mit der Pistole gegen die Tischplatte.

Plötzlich von rechts das Geräusch einer sich öffnenden Tür. Ein weiterer Mann stand im Raum.

Auch er hielt eine Pistole in seiner Hand.

Der Rothaarige, Bleichgesichtige mit den Aknespuren.

„Wir geben dir einen Vorsprung. Einige Sekunden. Nutze sie!“

Er erhob erneut die Hände, das Zeichen seiner Ergebung, Spott im Blick.

Stella stand in völliger Erstarrung.

„Es ist nicht so leicht, auf einen Menschen zu schießen.

Probiere es! Noch immer hast du deinen Vorsprung!“

Stella stand zur Säule erstarrt, unverändert.

Er senkte den Kopf, die Augen zogen sich wieder zu schmalen Schlitzern zusammen.

„Lass es fallen – dies kleine schwarze Ding in deiner Hand. Es ist nur eine lächerliche Attrappe.

Dabei hättest du eine gute Chance gehabt. Die Waffe von deinem kleinen pausbäckigen Schweizer Waffenkuppler war echt, sie war gut.

Übrigens: Er beliefert auch mich.“

Er zeigte auf den Stuhl ihm schräg genau gegenüber.

„Ich möchte feiern mit dir.

Unser Abschiedsfest.

Nimm Platz!

Denn einer von uns wird gehen müssen.

Wir wissen zu viel voneinander.“

Erneut trank er aus der Flasche, leerte sie ganz.

In seinem Blick lag ein düsterer Glanz.

„Es ist schade. Schade, dass es nicht anders ist.

Jeder weiß zu viel von dem andern.

Einer wird gehen müssen.“

Der Rothaarige hatte seinen Platz nicht verlassen.

Seine Pistole war unverändert auf Rebekka gerichtet.

„Wir feiern ein Fest.

Ich habe es vorbereitet.

Wir werden trinken zusammen.“

Boris klopfte wieder gegen die Tischplatte.

Der Rothaarige entfernte sich und kam mit einem kleinen Silbertablett zurück.

Zwei gefüllte Gläser standen darauf.

Offenbar Wein aus dem Lager in der Kammer.

Er stellte die Gläser auf dem Tisch ab.

„Wir werden ein Liebesfest feiern.

Den ganzen Mittag. Den ganzen Abend. Die ganze Nacht.“

Er nickte zu dem Rothaarigen hin. Der nickte zurück.

Boris hob sein Glas.

Er wartete.

Stella saß unbeweglich.

Seine Stimme wurde hart. „Trink!“

Stella griff das Glas und hob es kurz an den Mund. Dann kippte sie es auf den Boden.

„Wir wissen zu viel von einander,“ wiederholte sie seine Worte.

Er las es in ihren Augen. Sie hatte das Manöver durchschaut. Sie würde seine K.O.Tropfen, diese im süßen Rotwein, nicht freiwillig schlucken.

Sie würde kein Liebesfest mit ihm feiern.

Seine Hand umkrallte die Pistole.

„Versuch es!“ sagte sie. „Es ist nicht leicht einen Menschen zu töten.“ Wieder zitierte sie seine eigenen Worte. Sie hatte nichts zu verlieren.

„Nein, es ist nicht leicht,“ sagte er. „Doch es ist leicht, den Befehl zu geben.“ Er zeigte in Richtung des Rothaarigen.

Er schnipste.

Der Rothaarige legte auf eine der Katzen an. Er schoss ohne Zögern, der Katze genau in die Brust. Die streckte die Pfoten von sich, tödlich getroffen.

Boris machte erneut ein Zeichen zu ihm.

„Ein zweites Glas!“

Der Rothaarige entfernte sich.

„Es ist deine Entscheidung.“

Dein Tod kann sanft sein und leicht.

Am Ende der langen Liebesfeier ein friedlicher Schlaf.

Doch du kannst es auch bitter und hart für dich machen.“

Jetzt zielte er selber auf eine der Katzen. Schoss.

Auch diese Katze verendete auf der Stelle.

„Keine Attrappe, du siehst es.“

Der Rothaarige kehrte mit einem zweiten Glas zurück.

Er stellte es auf dem Tisch ab.

Er setzte die Pistole an Stellas Kopf.

Die raue schabende Stimme sprach. „Trink! Du hast keine Wahl und du weißt es.“

Stella spürte den Druck der Mündung an ihrer Schläfe.

In dieser Sekunde fiel ein weiterer Schuss.

Der Rothaarige brach, von hinten genau in den Kopf geschossen, zusammen.

Nochmals ein Schuss.

Durch den Körper von Boris ging ein Zucken.

Seine Hand griff nach der Pistole.

Doch schon folgte ein nächster Schuss.

Rebekka stand in der Tür, zehn Schritte entfernt, Stellas Pistole in der Hand.

Ihr Gesicht war von wächserner Starre, kein auch nur winziges Zucken darin, sie schoss wie in Trance.

Viermal, fünfmal, ein sechstes Mal.

Das Kaliber war leer.

Boris war über dem Tisch zusammengebrochen. Jetzt sank er vom Stuhl.

Stella beugte sich über ihn. Sein Oberkörper war von Kugeln durchbohrt.

Sie suchte den Blick von Rebekka. Doch die stand wie in einen Nebel gehüllt, unerreichbar.

Stella beugte ihren Kopf über den von Boris. Er röchelte. Doch noch traf sie aus seinen Augen ein klarer Blick.

Ein Zucken um seinen Mund, der Versuch eines Lächelns, im Kampf mit der eingewöhnten Verächtlichkeit.

Plötzlich senkte sie ihre Lippen auf seine Stirn. Ein flüchtiger Kuss.

Seine Augen antworteten: mit einem winzigen Zug des Erstaunens, noch einmal mit einem Lächeln.

Dann wurde sein Blick plötzlich leer.

Stella stützte immer noch seinen Kopf.

Boris sank. Es war, als wenn er ihr fort rann, zwischen den Fingern hindurch, in einen Abgrund, der bodenlos war.

Rebekka stand unverändert auf ihrem Platz, eine Schlafwandlerin. Eine strafende Göttin.

Kein auch nur kleines Flackern von Triumph in ihren Augen. Sie hatte getan, was zu tun war.